6/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Heilende Nadeln?

Medizin im Reich der Mitte

Dicke Brummer für große Pötte

Magdeburger Motorenpalette

4-156

DDR

Spritztour in den Frühling

Neue Ideen für den Sommer von Slawa Saizew

★ Inhalt

Wirtschaft
Magdeburger Großdieselmotoren bewähren sich zu Wasser und zu Lande
Seite 4

Tourismus
Die älteste Stadt Kubas
Seite 10

Nachrichtenmagazin
Seite 12

Report
Ein berühmter Wissensspeicher wird rekonstruiert und erweitert – die Leninbibliothek
Seite 16

Natur und Umwelt
Riesenfischuhu – eine zoologische Kostbarkeit
Seite 21

Bildbetrachtung
Heiraten in Berlin
Seite 22

mobile Seite 24

Serie
Eine Woche, und alles auf den Kopf gestellt
Seite 26

Szenen aus der Geschichte Berlins
Makler-Geschäfte
Seite 28

Theater
Probe zu „Ein Monat auf dem Lande“ Seite 30

Foto-Feature
Budapest unter den Hufen
Seite 32

Erzählung
Wladimir Sarew: „Die Ikone“ Seite 34

Humor Seite 36

Rätsel Seite 38

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen“ (Schluß) Seite 40

Chinesische Medizin
Interview mit Prof. Großhans Seite 42

Leserforum Seite 44

Mode
Slawa Saizews Frühjahrs- und Sommerkollektion '87
Seite 46

Astronomie
Jagd auf Kometen
Seite 50

Bildbericht
Kaffeeanbau auf der Hochebene im Süden der Volksdemokratischen Republik Laos Seite 52

Redaktionsschluß für dieses Heft: **9. 3. 1987**

★ Im Blickpunkt

Das Gedicht mit dem Originaltitel „Epilog“ entnahmen wir dem im Mitteldeutschen Verlag erschienenen Lyrik-Band von Hanns Cibulka „Der Rebstock“. Die Grafik ist eine Kaltnadelradierung des litauischen Künstlers Stasys Krasauskas.

Drei Wünsche

Hanns Cibulka

Hier,
wo der Wein
den Frieden beschwört,
habe ich aufgerufen
das Bild, die Biene,
den Stein,
die verleugneten Dinge
bei ihrem Namen
genannt.

Drei Weinberge
liegen hinter meinem Haus,
drei Wünsche
stehen mir noch
offen.

Der erste
blüht als Frauenschuh
im Wald,
den zweiten
hält ein doppelschwänziger Löwe
in den Pranken,
den letzten
trägt eine Taube
als Rebblatt
um die Welt.

Selbsterhaltung oder Selbstvernichtung

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Es geht um Leben und Tod, um Selbsterhaltung oder Selbstvernichtung der Menschen. Deshalb finden die Vorschläge der Sowjetunion zur Rüstungsbegrenzung allenthalben Zustimmung. Mit ihrer neuen Initiative hat sie erneut verantwortungsbewußt und kompromißbereit gehandelt. Gorbatschow hat die „Null-Lösung" der NATO aufgegriffen; bereits in Reykjavik war man „bis auf einen Schritt vor einer Übereinkunft über einen ganzen Kreis von Beschlüssen gelangt, die in ihrer Gesamtheit einen tiefen Durchbruch der Front der nuklearen Gefahr bedeutet hätten". Reagan ließ eine Vereinbarung damals an seiner SDI-Illusion scheitern. Gorbatschow klammert nun das Mögliche aus dem umfassenden Abrüstungspaket aus, damit es machbar wird.

Nach Reykjavik gab es Kräfte, die sich vom Erreichten zurückzogen. Die Sowjetunion knüpft an Reykjavik an, weil es kein Zurück hinter Reykjavik geben darf. Und die Deutsche Demokratische Republik unterstützt die neue sowjetische Initiative als „mächtigen Impuls für all jene Kräfte, die es ernst und ehrlich mit Frieden und Abrüstung meinen", und erklärt ihr „Einverständnis mit der UdSSR, daß sofort nach der Unterzeichnung eines solchen Abkommens die operativ-taktischen Raketen größerer Reichweite ... vom Territorium der DDR abgezogen werden". Wenn die Pershing-II-Raketen und die Cruise Missiles in Westeuropa verschwinden, bedarf es dieser operativ-taktischen Raketen in der DDR und der ČSSR nicht mehr: Sie sind ja lediglich als Antwort auf den NATO-Raketenbeschluß stationiert worden. Über den Abbau weiterer Raketen und (siehe Reykjavik) über konventionelle Waffen wie über die wirksame Abrüstungskontrolle soll sofort danach verhandelt werden.

Was sollen „die Russen" noch tun? 25 Nukleartests der USA setzten sie ein 18monatiges Moratorium entgegen (und wenn die Amerikaner aufhören, kann es wieder aufgenommen werden). Jetzt berücksichtigt die UdSSR „Wünsche und Vorstellungen maßgeblicher Politiker des Westens... Jetzt ist es möglich, ohne Schwierigkeiten und ohne Verzug zu einem endgültigen Abkommen über die Mittelstreckenraketen zu gelangen... Nun kann es keine weiteren Ausflüchte geben. Den Erklärungen müssen Taten folgen" (gemeinsame Stellungnahme der DDR-Führung).

Was können die Deutschen bei der Entscheidung über Selbsterhaltung oder Selbstvernichtung tun? Erich Honecker hat dem Bundeskanzler Dr. Kohl in einer Botschaft mitteilen lassen, wozu die Deutsche Demokratische Republik bereit ist. Es handele sich um eine „historische Chance ... auf dem Weg für eine Welt ohne Atomwaffen". Der Kanzler hatte ja in seinem Brief vom Oktober 1986 versichert, die Regierung der BRD trete dafür ein, Europa von atomaren Mittelstreckenraketen zu befreien. Deshalb drückt der Staatsratsvorsitzende „die Erwartung aus, daß die Bundesregierung bei ihren Verbündeten für die Verwirklichung dieser Vorschläge eintritt"; was sich „selbstverständlich günstig auf die Friedenssicherung und die weitere Entwicklung der Beziehungen" zwischen beiden deutschen Staaten auswirken würde.

Daß die von der Deutschen Demokratischen Republik und ihrem Ersten Mann mit aller Konsequenz und höchstem Einsatz betriebene Politik des Dialogs die einzige Möglichkeit ist, die Menschen zu einer Koalition der Vernunft gegen die Selbstvernichtung zu bewegen – und daß diese Politik erfolgreich ist, hat das Friedensforum in Moskau bewiesen. Menschen aus aller Welt – mit ideologischen, weltanschaulichen, politischen, religiösen, philosophischen, ökonomischen Gegensätzen – fanden das Gemeinsame, das übergeordnete Interesse am Frieden: Selbsterhaltungstrieb, Überlebenswille als Antrieb zum gemeinsamen Handeln gegen den Rüstungswahn, für friedliche Koexistenz und Kooperation.

Mit dieser Erkenntnis nach Hause zurückgekehrt, erreicht die Teilnehmer am Forum nun der neue sowjetische Vorschlag. Sie selbst können aus eigener Erfahrung bestätigen: Die Sowjetunion, die anderen sozialistischen Staaten meinen es ehrlich, wenn sie von Abrüstung und Frieden reden. Und sie reden nicht nur, sondern handeln. Und so sprechen jetzt amerikanische Senatoren von einem „bedeutenden Fortschritt" und einem „positiven Schritt in die richtige Richtung". Der Außenminister der BRD stellt fest, jetzt sei „eine zügige und erfolgsorientierte Verhandlung in Genf erforderlich". Führende deutsche Sozialdemokraten sprechen von einem „gewaltigen Entscheidungsantritt nach vorn"; „nunmehr ist es Sache des Westens, die Chance für einen wirklichen Durchbruch auf dem Gebiet der Rüstungskontrolle zu nutzen". NATO-General Carrington, Belgiens Außenminister (in Belgien sind amerikanische Raketen stationiert), Frankreichs Staatspräsident Mitterrand, Japans Ministerpräsident Nakasone – weltweit Zustimmung und Erwartungen, die der CDU-Abgeordnete Sterken, außenpolitischer Sprecher seiner Bundestagsfraktion, in die Worte faßte, die CDU/CSU nehme die Ankündigungen Gorbatschows „genauso ernst, wie er sie vorgetragen hat"; es sei „ein Durchbruch zur größten Abrüstungschance seit Jahrzehnten".

Die Welt ist kein Zustand, kein Stillstand, sondern ein Prozeß. Unvernunft und Uneinsichtigkeit geraten zunehmend in die Isolierung. Einsicht und Vernunft schreiten voran. Die Koalition der Vernunft wächst und wird durch solche Vorschläge gefördert. Was in Reykjavik möglich war, muß Wirklichkeit werden. Die Idee des machbaren Friedens wird zur materiellen Gewalt, wenn sie noch mehr die Massen ergreift.

Verliebt in große

Brocken

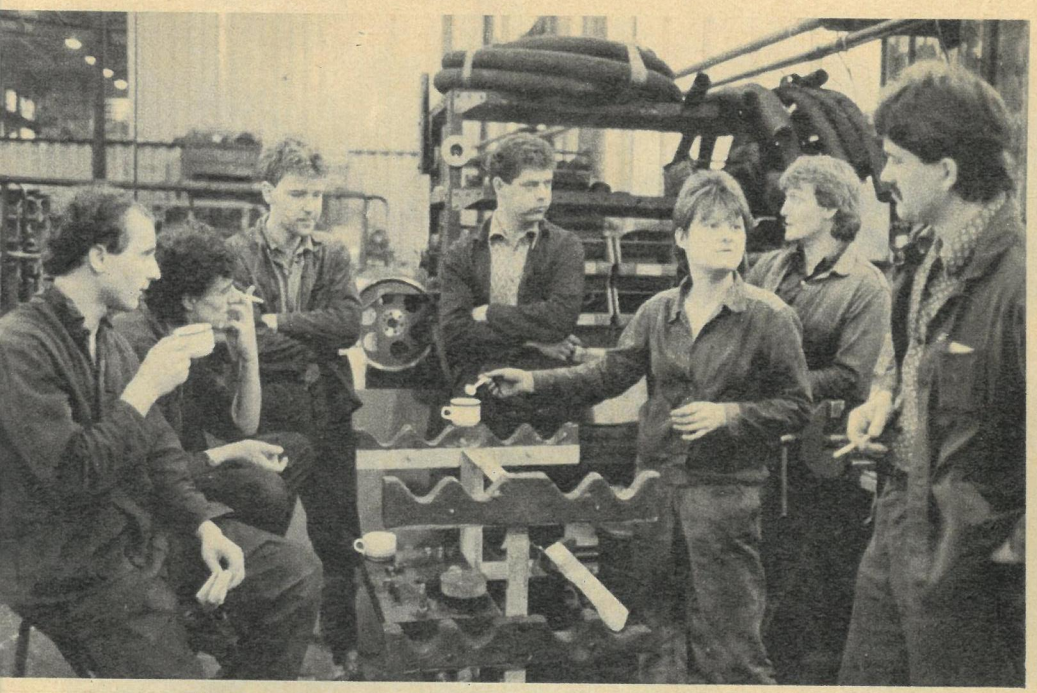
Da wienert einer mit weichem Lappen einen Motor für die Leipziger Messe blitzeblank. Das Wort Streicheleinheiten kommt dem Beobachter in den Sinn, so liebevoll ist der Mann bei der Sache. Denkt man an das, was in dem gelblackierten Brocken steckt, könnte man auch sagen, da striegelt einer 1200 Pferde ...

Klaus Hurrelmann (Text) und Peter Meißner (Fotos) sahen sich um bei Magdeburger Schwermaschinenbauern, deren Motoren Diesel, Masut und Biogas verdauen.

Verliebt in große Brocken

Verkriech dich in dieser Werkhalle, wohin du willst – wo mehr als ein Dutzend großer Dieselmotoren beim Probelauf auf Höchsttouren zeigen, was sie können, da bebt die Erde. Ohne Gehörschutz nehmen wir das Dröhnen in den Ohren noch für Stunden mit nach Hause. Kein Milieu für Schwätzchenmachen. Der Fotograf muß die Leute anfassen und so hinstellen, wie er sich das für eine Aufnahme denkt. Sagen kann er es ihnen bei diesem Höllenlärm nicht.

Das Magdeburger Schwermaschinenbaukombinat „Karl Liebknecht" (SKL) mit Betrieben in Halberstadt, Leipzig, Roßlau, Bannewitz, Aken, Wurzen, Britz und Guben produziert Dieselmotoren für Schiffe, Stromaggregate sowie Lokomotiven und Bagger. Sie brummen ihr Lied zuverlässig in über 50 Ländern. Jenseits des Polarkreises und jenseits des Äquators. SKL hat einen Namen in der Fachwelt. Der darf seinen Klang nicht verlieren. Denn die Konkurrenz ist groß. Deshalb der gründliche Test jedes Motors im Prüffeld vor der Auslieferung.



Die Jugendbrigade „Sigmund Jähn" in der Motoren-Montage macht Kaffeepause. Dritte von rechts: Anja Müller, FDJ-Gruppenorganisator.

Das Wort „Kundschaft" trifft es nicht

Hauptkunde auch dieses DDR-Kombinats ist die UdSSR. Aber „Kunde" trifft es eigentlich nicht. Die Verbindungen sind inniger. Das erweist unser Gespräch mit Dipl.-Ing. Horst Schellenberg, Direktor für Wissenschaft und Erzeugnisentwicklung von SKL. „Unser Werk entstand aus den Resten eines im Krieg zerstörten kapitalistischen Unternehmens. Es wurde als SAG-Betrieb wiederaufgebaut und profilierte sich zunehmend für den Dieselmotorenbau. Damals brauchte die UdSSR in hohen Stückzahlen Motoren für Energiestationen auf dem Lande, für Sowchose und Kolchose, die noch abseits lagen vom Stromnetz, und für die Lösung von Transportproblemen, vor allem für den Schiffbau. 1951 wurde das Werk volkseigen. Bald entstand aus dem Zusammenwirken mit der UdSSR die ständige Methode der Kundenkonferenzen. Und seit 1964 tagen regelmäßig in Moskau wissenschaftlich-technische Konferenzen, auf denen wir detailliert – also sehr nützlich für uns – die Erfahrungen der sowjetischen Betreiber unserer Erzeugnisse erfuhren. Wir konnten sie andererseits unkompliziert mit unseren Entwicklungsvorhaben vertraut machen."

Irrtum ausgeschlossen

Noch bedeutsamer für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt ist die Zusammenarbeit mit dem Zentralen Wissenschaftlichen Forschungsinstitut für Dieselmotoren (ZNIDI) in Leningrad, die 1965 begann. Ein weit in die Zukunft wirkendes Ergebnis: die Angleichung der staatlichen Standards für Dieselmotoren. Horst Schellenberg: „Das ist die wichtigste Voraussetzung für eine effektive wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit. Die GOST- bzw. DIN-Standards unserer Länder füllen jeweils dickleibige Bücher. Um sich ohne Irrtümer verständigen zu können, muß man z. B. vom Partner wissen – wo beginnt er, die Zylinder im Motor zu zählen? Oder in welcher Reihenfolge macht er Angaben über Hubraum und Bohrung? Das sind natürlich nur ganz allgemeine Beispiele, denn jeder Dieselmotor besteht aus Tausenden Einzelteilen. Sie alle sind standardisiert, definiert."

Leicht vorstellbar, welch langwierige Arbeit zu leisten war, um eine einheitliche technische Sprache zu finden. Das war beileibe nicht nur Übersetzertätigkeit! Aber die Verständigung miteinander hat sich nun sehr vereinfacht. Auch ein Beispiel für Effektivität. Allerdings werden fast täglich neue Standards geboren… Allein das Stichwort Mikroelektronik, die natürlich am Dieselmotorenbau nicht vorbeiging, macht die Aktualisierung der Standards zu einer Sisyphusaufgabe.

Zusammenarbeit. Da tischen einem die Magdeburger die Buchstaben- und Zahlenreihe 6 CN 21/21 auf. Ein zunächst unverdaulicher Brokken für den Nichteingeweihten…

Metall ist mit Geräusch verbunden

Das faucht, brummt, trompetet, fiept, bullert, donnert, kratzt, gongt, schabt. Auf vielerlei Geräuschart machen die Metallstücke verschiedenen Kalibers darauf aufmerksam, wie sie beim Zusammensetzen von Dieselmotoren gegeneinandertreffen. Preßluft bläst sie vorher sauber. Sanfte Hammerschläge, durch Holzklötze abgefangen, rükken und schieben schwere Teile ein. Hier, im Jugendmeisterbereich „Sigmund Jähn", wird der Dieselmotor 6 CN 21/21 montiert. Ein Mädchen im Monteuranzug geht zu einem Regal mit einem verwirrenden Angebot von Einzelteilen. Ordentlich recken muß es sich bis zum obersten Fach. Bevor es wieder auf die Montagebühne steigt, um das Geholte anzubauen, wird das Mädchen durch Reporterneugier gestoppt. Es heißt Anja, Anja Müller. Und findet weibliche Wesen im Monteuranzug, auch dort, wo schwere Dieselmotoren gebaut werden, so ungewöhnlich nun gar nicht. „In unserer Brigade sind wir drei. Ich habe 1985 ausgelernt, Facharbeiter für Maschinenbau mit Abitur. Bin jetzt Motorenschlosser."

Die Frage nach Unterschieden im männlichen und weiblichen Technikverständnis bleibt angesichts ihrer sicheren Handgriffe ungestellt. Verdammt schwer muß es doch sein, hier… „Stimmt", sagt sie. „Aber die Montage großer Dieselmotoren ist sowieso Teamwork. Da sind unsere Jungs Kavaliere. Und der Schichtleiter teilt ein, wer was macht. So sorgt er dafür, daß Monotonie vermieden wird. Denn wir bauen hier im Bereich nur diesen einen Typ. Im Prinzip kann jeder von uns alles."

Eine Variante von hundert

Die Übernahme des Motors 6 CN 21/21 in das Fertigungsprogramm von SKL war ein gravierender Schritt deutsch-sowjetischer Industriepartnerschaft. Der Motor, nach dem großer Bedarf besteht, ist eine Entwicklung des Leningrader Instituts ZNIDI und der Maschinenfabrik Balakowo. Stichworte: Er sorgt für Bewegung auf Erdölstationen, von BELAS-Kippern, Rangierloks sowie Sonderlokomotiven für Bergbau und Metallurgie. Die Serienproduktion in Magdeburg begann 1980. Und zwar mit einer beträchtlichen Gebrauchswerterhöhung des Motors, die nun auch in Balakowo zum Tragen kommt. Der Forschungsdirektor: „Nun treffen wir uns mindestens zweimal im Jahr auf Beratungen zur Produktpflege dieses Erzeugnisses. Das hat das Niveau eines gemeinsamen Konstruktionsbüros. Zwischen 250 und 300 Stück liefern wir jedes Jahr. Der Bedarf der Sowjetunion allerdings liegt höher…"

Das SKL baut die als Lokomotivantrieb konzipierte Variante des Motors für das Eisenbahnwerk in Lutinowo. Horst Schellenberg: „An sich hat der Motor etwa hundert Varianten. Aber die sowjetischen Genossen sagten: Baut diese eine, dann habt ihr beste Voraussetzungen für eine hohe Stückzahl. Ich meine – eine vernünftige Überlegung!"

Fernstudium, sonst fehlt was

Die Montage des Lokmotors ist Tag- und Nachtschichtarbeit auch von Anja, die sich vor der Berufswahl „mal hier im SKL umsah, am ‚Tag der offenen Tür'. Hab mir angehört, was es für Möglichkeiten gibt und mich dann beworben. In der Lehrwerkstatt hat es mir zuerst gar nicht gefallen. Da stehst du und feilst stunden- und tagelang und weißt nicht, wofür du das brauchen wirst. Das dauert und nervt! Im zweiten Lehrjahr aber hab' ich richtig durchgesehen, hier in der Motormontage, wo ich noch jetzt arbeite. Wir sind alles junge Leute, die auch nach Feierabend allerhand gemeinsam auf die Beine stellen", sagt Anja, die FDJ-Gruppenorganisatorin. Mit dem Abitur erwarb sie auch die Studienberechtigung. Wann's damit losgeht? „Nicht so eilig! Ich werde an der Ingenieurschule Meißen Technologie studieren. Im Fernstudium! Das hier würde mir sonst alles fehlen, dann wäre ich raus. Andere haben's auch als Fernstudent geschafft! Und ich fühle mich hier in der FDJ-Gruppe sehr wohl."

Unlängst wurde Anja als Kandidat in die Partei der Arbeiterklasse aufgenommen.

7200 Paletten mit Dieselmotorteilen faßt das Hochregallager. Ines Bedau braucht die Hilfe von Computern, die ihr klipp und klar sagen, wann welches Teil wo gebraucht wird. Keines Menschen Hand muß sich dann rühren, um den Transportbehälter automatisch an den vorbestimmten Arbeitsplatz zu bringen.

IF-ROTA
IF-ROTA
IF-ROTA
IF-ROTA

Verliebt in große Brocken

Penibler Ehrenkodex

Genauestes Arbeiten. Hundertstel Millimeter, andere Toleranzen gelten nicht. Absolute Sicherheitsgarantien für das Erzeugnis. Wir begreifen den Berufs-Ehrenkodex der Dieselmotorenbauer. Ein Motor ist eine kraftstrotzende Maschine, die von Menschen bedient wird. Fällt sie aus oder gar auseinander, geriete oft mehr als ein Menschenleben in Gefahr…

Qualitätsarbeit. Im Februar 1987 bekam das SKL für diesen Lokomotivmotor wiederum das staatliche Gütezeichen „Q“. Wie hoch dafür die Ansprüche sind, ist inzwischen landesweit bekannt.

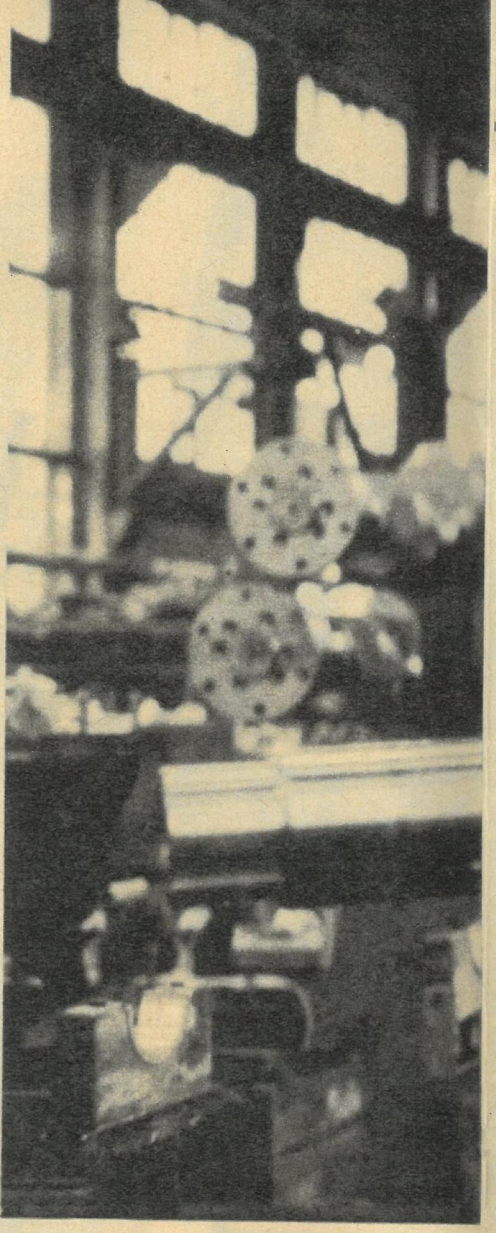
Ein Weg dahin sind die Qualitätsaussprachen: Rückkopplung zwischen Montagebrigaden und Prüffeld. Teilnehmer: Prüffeldschlosser, Gütekontrolleure, ein Konstrukteur und Vertreter der Brigade „Sigmund Jähn“. „Das ist weiß Gott keine gemütliche Runde. Alles wird offen ausgesprochen. Ab und zu ist auch mal einer beleidigt. Aber es geht schließlich nicht um irgendwas, sondern um unsere Fabrikmarke“, sagt Gerhard Unger, Chef der Montagehalle, Nachfolgekandidat der Volkskammer. Einmal im Jahr wird ein Motor der Serie einem 200-Stunden-Lauf unterzogen. Nonstop. Auch dieser harte Dauertest garantiert den sowjetischen Abnehmern den Wert des Gütesiegels SKL auf Magdeburger Motoren für Lutinowo.

Ein Zeug wie Schuhcreme

Das Hauptgewicht des SKL-Exports in die Sowjetunion liegt bei Schiffsantrieben für die Binnen- und Hochseeflotten. Auch seegehende Schiffe, die sowjetische Reedereien u. a. aus Portugal, Finnland, Bulgarien, Rumänien erhalten, werden oftmals durch SKL-Diesel komplettiert! Etwa 50 000 Motoren aus dem Magdeburger Kombinat sind gegenwärtig in der UdSSR im Einsatz. Bis in die siebziger Jahre waren die Hauptforderungen der sowjetischen Kunden – Robustheit, Einfachheit, Zuverlässigkeit. Heute heißt es: optimales Masse-Leistungs-Verhältnis, sparsamer Kraftstoffverbrauch, Wartungsfreundlichkeit, Automatisation. Auch der Einsatz minderwertiger Treibstoffe wie Masut („Ein Zeug wie Schuhcreme“, hören wir) und die Entwicklung von Motoren, die Treibstoff-Wasser-Gemische und Biogas verdauen, sind – zum Teil schon erledigte – Punkte gemeinsamer Vorhaben der Leningrader und Magdeburger.

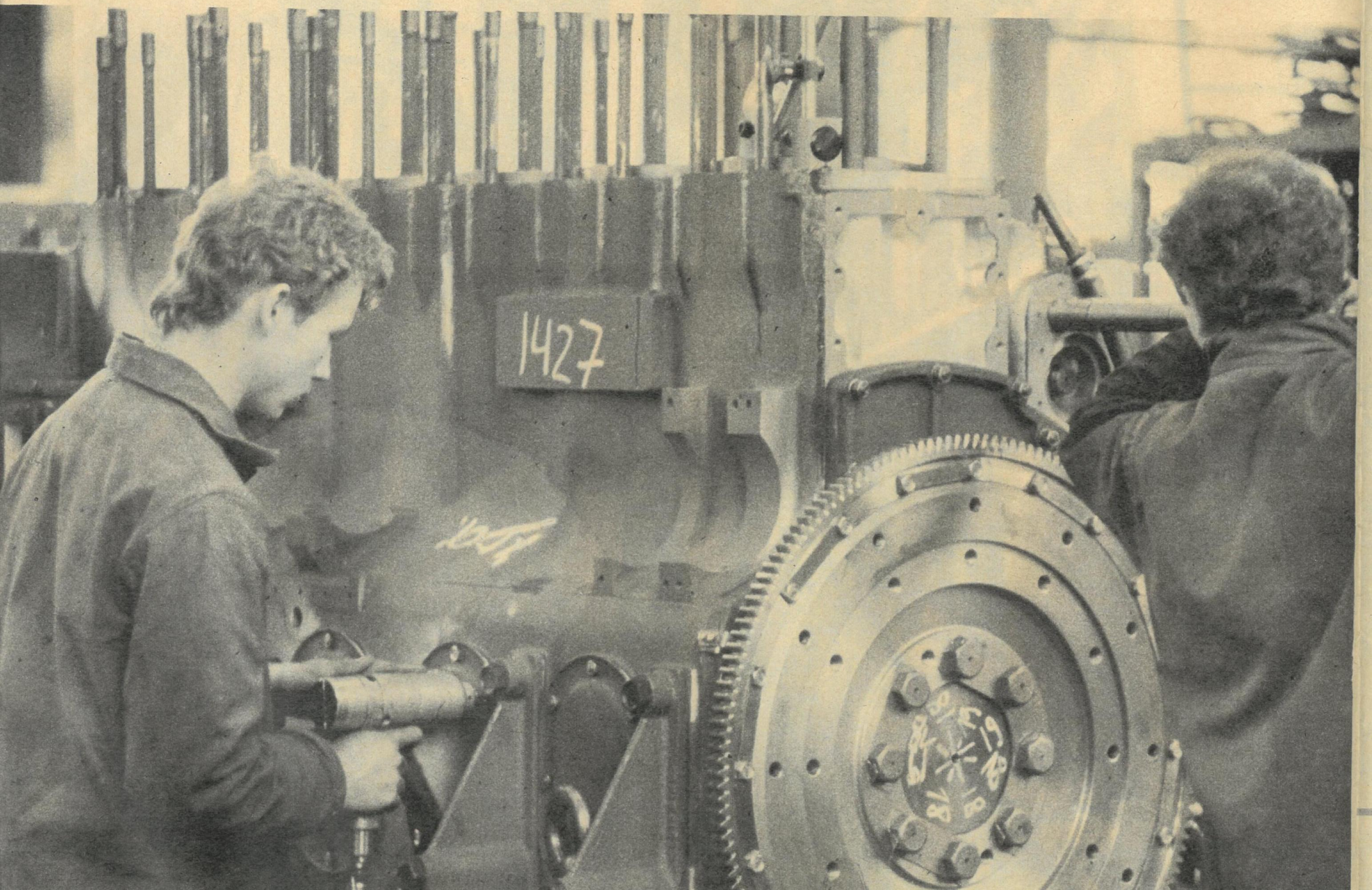
Ebenfalls ein Problem, das zu zweit gelöst wurde: Motoren mit langen inspektionsfreien Zeiten. Zwischen 3000 und 5000 Betriebsstunden wurden angepeilt. Denn die Saison auf den sowjetischen Fahrwassern ist durch oftmals extreme Klimaverhältnisse kurz. Dann müssen die Schiffe fahren. Dann darf es keinen reparatur- oder wartungsbedingten Stopp geben, dürfen keine Filterwechsel oder dergleichen notwendig werden. Die Dieselherzen der Schiffe müssen die kurze eisfreie Sommerspanne voll durchstehen! Welch ungeeignetes Wort! Drehen müssen sie, drehen, drehen! Horst Schellenberg vergleicht das mit einem LKW, der etwa 150 000 km mit 50 km/h ohne jede Wartung zurücklegt.

Oder: Kapitäne sollen heutzutage von der Kommandobrücke aus ihr



Peinliche Sauberkeit vor den Montageschritten – Grundgebot für Motorenbauer. Katrin Kollert weiß, daß Polieren kein bloßer Zeitvertreib ist für Lehrlinge (rechts).

Dieser Magdeburger Motor wird in die Sowjetunion an das Eisenbahnwerk Lutinowo geliefert. Dort wird er in eine Lokomotive eingebaut.



Schiff fahren können. Ohne, daß ein Maschinist tief unten im Motorraum Befehle ausführen muß. „Aye-aye, Sir“ kommt da aus der Mode. Fernbedienung, Wachfreiheit, Automatisierung – keine Begriffe mehr aus einem Problemkatalog. Aber ganz fertig werden sie gewiß niemals damit. Selbstzufriedenes Ausruhen wäre der „k. o.“ im Wettlauf mit der Zeit.

Im November 1985 fand in Dessau ein Symposium über 20 Jahre wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit zwischen SKL und ZNIDI statt. Darüber erschien ein 126 Seiten starkes Buch, das in sehr gedrängter Form bilanziert. Zwei Beispiele nur, daß beide Gleichwertiges in die Sache einbringen: Die UdSSR ist Alleinhersteller aller Drehzahlregler für Dieselmotoren. Die DDR wiederum liefert die Viskositätsschwingungsdämpfer an die UdSSR und andere RGW-Länder.

Hochaktuell auch die spezielle Vereinbarung SKL-ZNIDI über gemeinsame Entwicklung von Abgasturboladern. Bei solchen Dieselmotoren geht es um eine deutlich höhere Ausnutzung des Kraftstoffes. Das ist technisch kompliziert. Leningrad hat sich mit den Turboelementen beschäftigt, Magdeburg mit der Verdichterseite. „Beide werden nun zusammengeführt“, erklärt Genosse Schellenberg. „1988 gibt's den ersten Turbolader. Durch diese gemeinsame Entwicklung bleiben wir auf dem internationalen Niveau.“

Keine Dauerbrenner

Solche Beziehungen sind keine Dauerbrenner. Da wirkt harte Ökonomie, die sich für beide auszahlen muß. Die UdSSR baut auf SKL. Erfüllt das Kombinat ihre hohen Anforderungen, dann bleibt's auch weiter so. Es gibt bestimmte Leistungsbereiche im Dieselmotorenbau, in denen die sowjetischen Partner keine Entwicklungsarbeit leisten und auch keine nennenswerte Produktion haben. Das regeln langfristige Abkommen zwischen unseren Staaten über die Spezialisierung.

Jüngster Beweis für den erfolgreichen Kurs von SKL: Der Kombinatsbetrieb VEB Maschinenbau Halberstadt bekam den Zuschlag für den Bau der Antriebsanlagen und Großdieselmotoren der Eisenbahnfähren zwischen Mukran und Klaipeda. Und das hat unlängst Schlagzeilen gemacht.

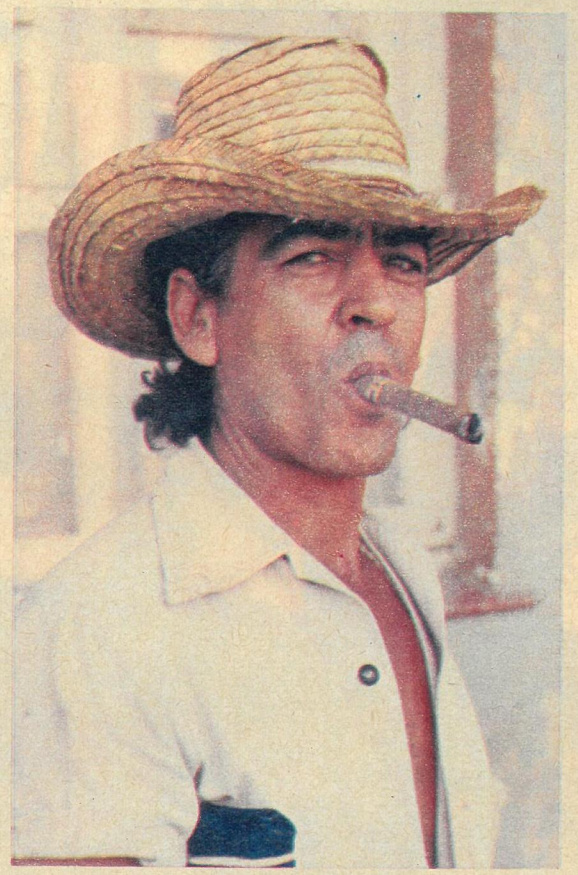
Hoher Norden, Atlantik oder Wolga

Zurück zum Beginn dieses Beitrages. Peinliche Sauberkeit spielt im SKL nicht nur dort eine Rolle, wo Erzeugnisse messefein gemacht werden. Auch vor den verschiedensten Montageschritten, wenn Motorteile von Hundertstelmillimetergenauigkeit aneinandergefügt werden, muß alles pieksauber sein. Katrin Kollert weiß, warum sie minutenlang mit dem Putzlappen zu hantieren hat. Das ist kein Zeitvertreib für das Mädchen im zweiten Jahr der Berufsausbildung mit Abitur. Sie bereitet so das Einhängen einer Kurbelwelle in ein Diesel-Stromaggregat vor. Katrin hat sie gewaschen und gründlich poliert.

Schließlich wird das gewaltige Werkstück noch einmal eingehend geprüft und vermessen. Eine Leuchtsonde schaut durch alle Bohrungen. Dort dürfen sich weder Grat noch winzigste Späne verbergen. Zuletzt befühlt eine Gütekontrolleurin mit den Fingerspitzen rundum alle Lagerstellen. „Das können nur zarte Frauenhände“, sagt eine, die sich etwas schelmisch vorstellt: „Ich habe keinen Namen, heiße Schulze. Und das ist ein Sammelbegriff.“

Christine Schulze, gelernte Dreherin, hat selbst einmal Dieselmotoren montiert. Mit mikrometergenauen Meßgeräten prüft sie ohne Hast die stahlblanke Welle an allen möglichen Punkten, trägt die Werte in die Motorkarte ein. „Ich bin die letzte Instanz. Ich sage: Jetzt darf montiert werden. Meine Unterschriften wandern mit den Motoren mit. Mal zu einem Erdölfeld im hohen Norden, mal mit einem Schiff auf dem Atlantik, auf der Wolga oder dem Jenissej... Da soll sich keiner über Schulze, SKL, beklagen.“

Trinidad gehört zur Provinz Sancti Spiritus, einer von vierzehn Verwaltungsbezirken. Diese sind in 168 Munizipien unterteilt. Die Stadt hat 30 000 Einwohner. Kubas gemäßigt tropisches Klima verwöhnt mit durchschnittlich 25,5 Grad Celsius. Zwischen April und Oktober ziehen oft tropische Wirbelstürme über die Karibikinsel. Mit der Hauptinsel, der Insel der Jugend und über 1600 kleineren, meist unbewohnten Inseln (Gesamtfläche 110 922 km²) übertrifft Kuba sogar etwas die Größe der DDR. Die Bevölkerung zählt etwa zehn Millionen, in der Hauptstadt Havanna wohnen 2,2 Millionen.



Der Wind, der von der Karibischen See her kommt, bringt nur wenig Abkühlung. Nicht nur die Touristen, auch die so hitzebeständigen Kubaner schwitzen. Hat hier die Sonne ihr Hauptquartier auf Erden?

Trinidad, an der Südküste Kubas gelegen, ist der steingewordene Beweis dafür, daß es im Leben manchmal so zugeht wie manchmal in der Liebe: Nach der Entdekkung folgt die Eroberung.

Die Stadt, 1514 von den Spaniern gegründet, ist ein Kind der Eroberung! Diese Tatsache steht ihr noch heute wie ein Muttermal im Gesicht.

Im Rücken Trinidads erheben sich die Berge der nahen Sierra del Escambray, eines der drei Gebirge Kubas, wir aber gehen durch die engen, winkligen Gassen der Stadt, vorbei an romantischen Häusern im Kolonialstil, suchen Sonnenschutz im Schatten der Arkaden. Spöttisch schaut die alte Kathedrale mit ihrer Korallenkalkfassade auf uns herab. In der Altstadt Trinidads wohnt die Geschichte. Ist das nicht Diego de Velázquez, der da über die Straßen geht? War das nicht eben Christoph Kolumbus, Juan de la Cosa... Die Phantasie ist ein Teil der Wirklichkeit Trinidads.

Von hier aus stach der Spanier Cortes in See, um sich das Gold des sagenumwobenen mexikanischen Gottes Montezuma zu holen. Hier kämpfte Sir Francis Drake, der große Seeräuber, um Englands Herrschaft über die Weltmeere zu tragen. Und hier in der Nähe war es, wo Hatuey verbrannt wurde, der indianische Kazike, der den Widerstand der kubanischen Urbevölkerung gegen die Spanier organisierte.

Wir schreiben das Jahr 1515.

Der Scheiterhaufen brannte schon, da fragte der Priester noch einmal den Rebellen, ob er sich nicht doch noch taufen lassen wolle, um in den Himmel zu kommen...

„Himmel", fragte der Häuptling stolz zurück, „ist das da, wo die toten Christen wohnen?"

Der Priester nickte.

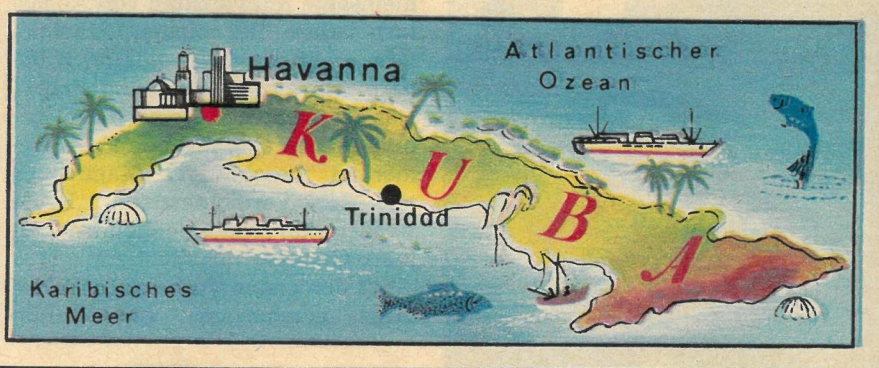
Ohne lange zu überlegen, schüttelte der Indianer den Kopf. „Dann lieber nicht!"

Und er bestieg das Schafott. So berichtet es die berühmte Legende.

Heute trägt, o profane Welt, das beste kubanische Bier seinen Namen.

So lebt die Legende unter ihnen: eisgekühlt und wohlgenossen. Und der alte Häuptling Hatuey sieht ihnen schmunzelnd zu. Aus einem der sieben Museen der so geschichtsträchtigen Stadt Trinidad.

Bernd Siegmund (Text)
Hans-Peter Gaul (Fotos)
Jochen Arfert (Karte)



Der Stolz des Häuptlings

● Wörtlich

Überall in der Welt muß der Intellekt Initiativen gegen die Eskalation des Wettrüstens ausarbeiten und die Wirtschaft und die Technologie im Interesse der Gewährleistung des Überlebens weiterentwickeln.

Dieter Lattmann, Schriftsteller, BRD

● Kurz berichtet

Für sibirische Flüsse ist der Prototyp des Eimerbaggers Kama bestimmt, der in Komárno in der ČSSR entstand. Die mächtige Maschine mit einer Durchschnittsleistung von 250 Kubikmeter Erdreich je Stunde dient der Reinigung der Wasserwege und ihrer Regulierung. Bis 1990 ist der Einsatz weiterer 14 Kama-Bagger in Sibirien vorgesehen.

An der Verschönerung der südlich von Budapest gelegenen Stadt Dunaújváros sind in diesem Jahr auch Bergsteiger beteiligt. Sie werden nach Entwürfen einheimischer Künstler die Fassaden zehnstöckiger Hochhäuser bemalen.

Kiew, Hauptstadt der Ukraine, erhält eine achte Brücke, die den Hauptarm des Dnepr überspannen wird. Sie soll im Süden der Stadt errichtet werden und die breiteste sein. Mit sechs Fahrspuren wird sie auch Straßenbahn und Metro aufnehmen.

Das Tatra-Werk in Kopřivnice schickt einen Lkw mit Mehrzweckaufbau auf eine Reise um die Welt. Die fünfköpfige Besatzung sucht im Laufe von zwei Jahren 50 Länder auf, um in dieser Zeit den Wagen unter realen Betriebsbedingungen umfassend zu testen.

Ohne Zwischenlandung fliegt Aeroflot seit kurzem von Moskau nach Sachalin. Der erste Non-Stop-Flug wurde mit einer IL 62 M durchgeführt. Die Fluggäste, die bisher in Chabarowsk zwischenlanden mußten, sparen nun anderthalb Stunden Reisezeit.

Ein energiesparender Roboter wurde am Institut für Maschinenkunde der Akademie der Wissenschaften der UdSSR entwickelt. Er kann Werkstücke bis zu 40 Kilogramm bewegen. Im Vergleich zu anderen Konstruktionen verbraucht er bis zu 80 Prozent weniger Energie. Sein Greifarm ist aus Kohlefaserstoff, der gegenüber Stahl bedeutend leichter und fester ist.

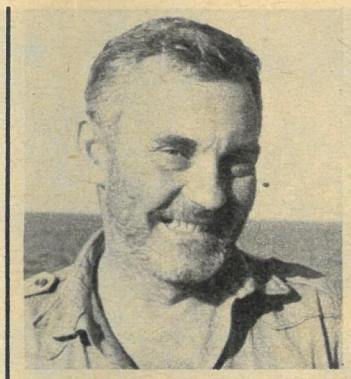
Das erste Handschuhmuseum Europas befindet sich in der Burg der südungarischen Stadt Siklós. Es entstand auf Initiative des Sammlers János Déri.

Ein Schneemann ohne Besen

So was gäbe es nicht? Da unterschätzen Sie aber ganz schön den Einfallsreichtum unserer Jüngsten. Die hatten bei ihrem lustigen Spiel auf der Bühne im Großen Saal des Pionierpalastes „Ernst Thälmann" in der Wuhlheide ihren Schneemann zwar zunächst auch mit dem Reisig-Requisit verziert. Doch dann bekam er kurz entschlossen etwas völlig anderes – eine Wandzeitung am Stiel. Eine von mehr als 50 000, die in zahllosen Pionierfreundschaften gebastelt worden waren. Der Anlaß dazu? Die Woche der Waffenbrüderschaft, die zeitlich die Gründungstage unserer Bruderarmeen umschließt. Gute Gelegenheit auch für die Jüngsten in unserem Lande, unseren Soldaten und den sowjetischen Waffengefährten für ihren Friedensdienst zu danken. Erstmals 1982 hatten der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, der Zentralrat der FDJ und die Zeitung „Die Trommel" zu einer großen Wandzeitungsaktion unter dem Motto „Wir danken Dir, Soldat" aufgerufen. Mit Feuereifer machten sich damals – wie noch heute – die Kleinen ans Werk. Da wurde diskutiert und nachgedacht, ausgeschnitten, aufgeklebt und gemalt, wurden in einfachen Sätzen und in den ersten selbstverfaßten Gedichten Kindergedanken über den Frieden und die nicht vorstellbaren Schrecken des Krieges aufgeschrieben. Wurde berichtet über Ergebnisse bei der Erfüllung des Pionierauftrages und nicht zuletzt über die Hilfe der Eltern beim Stärkermachen unserer Republik. 1982 kamen so für die Soldaten insgesamt 9066 sehr persönliche Wandzeitungen zustande. Drei Jahre später waren es bereits rund 25 000, im Vorjahr über 40 000. Und in diesem Jahr, da sich die ABC-Zeitung mit eingeschaltet hatte und nun auch die Jungpioniere, die 6- bis 10jährigen, mitmachen konnten, entstanden, wie gesagt, mehr als 50 000 Wandzeitungen. Und der Schneemann mit dem ungewöhnlichen Requisit war bei der eindrucksvollen Veranstaltung im Pionierpalast gleichsam Signal dafür, daß sie unter stürmischem Applaus symbolisch an Vertreter der NVA und der Sowjetarmee übergeben wurden. Die besten der kleinen Kunstwerke waren übrigens für alle Besucher des Pionierpalastes in der 1. Etage ausgestellt. Und unter den etwa 600 Teilnehmern der großen Abschlußveranstaltung saßen, mit

einem Berlin-Aufenthalt ausgezeichnet, auch ihre kleinen Schöpfer, Pioniere aus allen Bezirken, die im weiteren Verlauf des Nachmittags noch eine Überraschung erlebten: Gemeinsam mit Lenin-Pionieren besuchten sie Unter den Linden die Botschaft der UdSSR. Botschafter Wjatscheslaw Kotschemassow (neben ihm: Wilfried Poßner, Vorsitzender der Pionierorganisation „Ernst Thälmann") fand zu Herzen gehende Worte für seine kleinen Gäste. „Das erste Gefühl, das ich habe, wenn ich euch sehe, ist ein Gefühl der Dankbarkeit – für das, was ihr zur Stärkung unserer Freundschaft tut. Und das zweite Gefühl? Auch wir waren einst Pioniere..."

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Meeresschätzen auf der Spur

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Stanisław Rakusa-Suszczewski, Leiter der polnischen Polarforschung im Ökologischen Institut der Akademie der Wissenschaften der VRP.

Herr Professor, Sie sind jetzt erneut aus der Antarktis zurückgekehrt. Könnten Sie uns die Ziele Ihrer Forschungen umreißen?

Das Hauptanliegen unserer Expeditionen, denen neben Biologen, Medizinern, Geologen auch Techniker angehören, ist die Erforschung und der Schutz der arktischen Natur sowie Untersuchungen, wie die dortigen Reichtümer dem Menschen zu erschließen sind. Wir konzentrieren uns bei unserer Arbeit seit 1980 auf das Programm BIOMASS, an dem zwölf Länder beteiligt sind. Es dient der Erforschung des ökologischen Systems des Ozeans. Eine besondere Rolle spielt dabei der Krill, jener Weichkrebs, der in gewaltigen Mengen in den Gewässern des Südpols anzutreffen ist.

Wie läßt sich der Krill nutzen, und lassen sich ungefähr die Dimensionen seiner Vorkommen schätzen?

Wegen des hohen Eiweißgehaltes könnte der Krill ein wichtiges Element menschlicher Ernährung werden. Wir schätzen seinen Bestand im Südpolarmeer auf etwa 500 Millionen Tonnen. Aus verschiedenen Wassertiefen wurden Proben entnommen und festgestellt, daß bei einem Schwarm bis zu 30 000 dieser Kleinkrebse in einem Kubikmeter vorhanden sind. Ohne größere Gefährdung des vorhandenen ökologischen Systems könnten nach unseren Berechnungen jährlich 45 bis 50 Millionen Tonnen gefangen werden.

Bisher wird der Krill jedoch wenig genutzt. Warum ließ ihn der Mensch noch relativ unbeachtet?

Unsere Expedition hat den Krill selbstverständlich in ihr Speiseprogramm aufgenommen, doch bis zur wirtschaftlichen Nutzung gilt es noch, einige Arbeit zu leisten. Der Krill könnte den Menschen eine hochwertige, eiweißreiche Nahrung sein, ähnlich dem Fisch, wenn die industrielle Trennung der harten, unverwertbaren Teilchen von den verwertbaren gelänge. Viele Länder, vor allem die Sowjetunion, bemühen sich, entsprechende Technologien zu entwickeln. Seit Beginn dieses Jahres kommt ein halbindustrielles Verfahren zur Anwendung, insgesamt aber ist die Krillverarbeitung noch zu teuer.

Sie werden als einer der Väter der polnischen Antarktisforschung bezeichnet. Wie oft haben Sie schon Bekanntschaft mit dem Südpol gemacht?

Seit 1965 beteiligen sich polnische Wissenschaftler an der Erforschung des südlichen Polarmeeres, und seit 1977 sind wir dort mit einer eigenen Station vertreten. Ich war sowohl bei den ersten Expeditionen dabei als auch bei der Gründung der Station. Seitdem war ich zehnmal für insgesamt etwa fünf Jahre auf der Station, die sich auf der König-Georg-Insel befindet und den Namen des bekanntesten polnischen Polarforschers Henryk Arctowski trägt. Auf unserer Station arbeiten in der Saison bis zu 70 Personen. Die Hälfte der wissenschaftlichen Mitarbeiter sind Biologen wie ich.

Sie sprachen von den anderen Stationen am Südpol, mit welchen arbeiten Sie besonders eng zusammen?

Neben Polen unterhalten die Sowjetunion, Chile, China, Brasilien, Argentinien, Uruguay und die USA ständige Forschungsstationen. Außerdem entsenden auch andere Länder Expeditionen. DDR-Wissenschaftler sind regelmäßig auf der sowjetischen Station anzutreffen. Wir können sagen, daß wir mit allen sehr gut zusammenarbeiten, unsere Forschungsergebnisse untereinander austauschen.

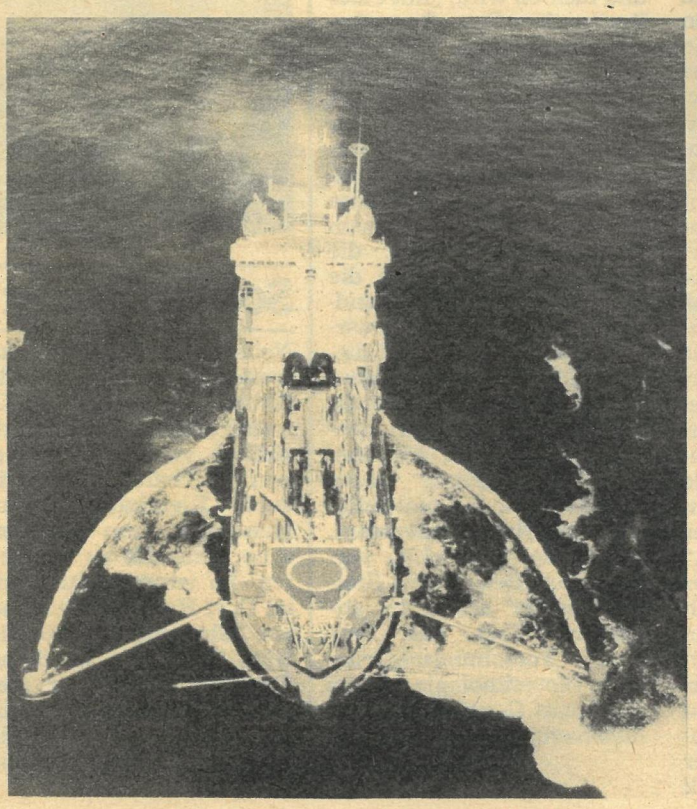
Wie oft wollen Sie noch in die kalte Region reisen?

Bis wir hier in Warschau die Auswertung der Forschungsergebnisse vorgenommen und die Präparate und Meßwerte wissenschaftlich aufbereitet haben, werden einige Monate vergehen. Ich bin sicher, daß in dieser Zeit die Sehnsucht nach der nächsten Expedition in mir wieder wächst. Wer einmal die Möglichkeit hatte, im ewigen Eis zu arbeiten, den zieht es immer wieder dorthin.

Interview:
Ingrid Kirschey-Feix

Neu zur See: Zwei in einem!

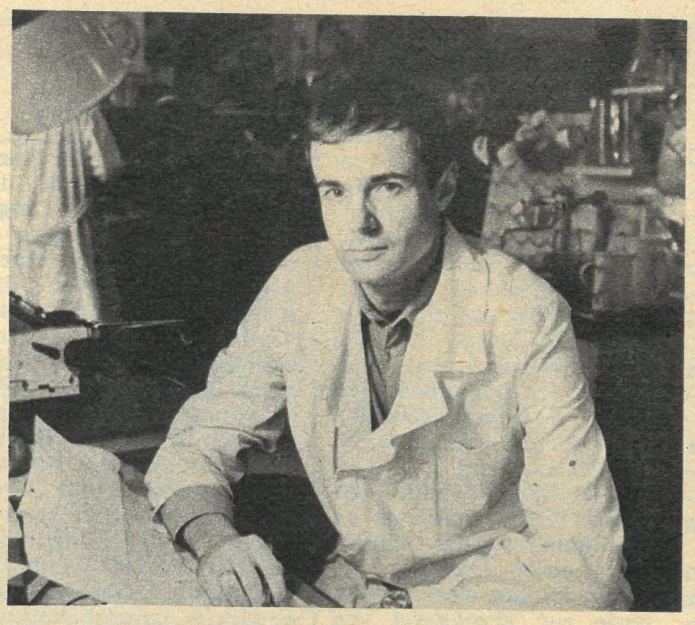
Das Arbeitsschiff „Professor Gorjunow", seit Jahresbeginn im Dienst der sowjetischen Handelsflotte, ist seiner Konstruktion nach so neuartig, daß man Schwierigkeiten hat, diesen Typ exakt zu bezeichnen. Schließlich hat das in den Niederlanden erbaute Fahrzeug eine doppelte Zweckbestimmung: Zum einen ist es ein seegehender, selbstnavigierender Schwimmbagger, und zwar als Schlepprohr-Laderaum-Saugbagger, zum anderen ein Reinigungsschiff zur Beseitigung von Ölverschmutzungen auf Wasserflächen... Der Konstruktion liegt die Idee zugrunde, daß ein Reinigungsschiff, eine teure Anschaffung, nur selten genutzt werden kann; die meiste Zeit liegt ein solches Vehikel mit voller Besatzung alarmbereit, aber untätig an der Pier. Anders die „Professor Gorjunow". Sie arbeitet fleißig das ganze Jahr über, saugt aus Wassertiefen bis 25 Meter Schwemmgut ein und befördert es zur vorgesehenen Abwurfstelle, wenn der eigene Laderaum voll ist... Kommt jedoch der Alarmruf „Öl (oder Treibstoff) ausgelaufen!" – dann schwenken aufblasbare Sammelarme aus und spülen ein Erdöl-Wassergemisch in die 5400 Kubikmeter fassenden Tanks. Auf einer Breite von 61 Metern, mit zwei Knoten Geschwindigkeit, wird das Meer „gefegt" (Foto unten). Noch an Bord beginnt die Separation. 675 Kubikmeter wiedergewonnene Ölprodukte füllen den Sammelbunker. Über dem Bug wurde die sechseckige Plattform für den zugehörigen Hubschrauber montiert; dort befinden sich auch die besonders leistungsstark konzipierten Feuerlöschvorrichtungen sowie Scheinwerfer für Nachteinsätze. Zur technischen Ausstattung gehört ein fahrbarer 20-Tonnen-Kran, der die Schwenkbäume beim Auswerfen der schwimmenden Sperr- und Sammelschläuche bedient. Alle größeren Hohlräume sind mit Gasaufspür-Installationen versehen. Nicht zuletzt ist an die Säuberung des Schiffes nach einer Ölaktion gedacht. Es gibt eine Maschinerie zur Erzeugung von Reinigungsschaum mit entsprechendem Sprühsystem sowie gegen hartnäckige Verschmutzung eine „Kanone", die Ladungen von Wasserdampf und Fettlösungsmitteln verschießt... Die Zusammenarbeit der sowjetischen Handelsorganisation SUDOIMPORT mit dem Spezialschiffe bauenden Werftenkonsortium IHC Holland besteht bereits seit Jahrzehnten; „Professor Gorjunow", 110 m lang, eisgängig, vorgesehen für 48 Besatzungsmitglieder ist die 145. Übergabe an die Sowjetunion (wobei ein Teil der Ausrüstung aus sowjetischen Betrieben stammt). In einer Presseerklärung gab die Direktion der IHC, die 25 Prozent der Bagger-Standardproduktion und 60 Prozent der Kundenauftragskapazität stillegen muß, ihrer Hoffnung Ausdruck, daß die niederländisch-sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen ihre gedeihliche Tendenz beibehalten. *Johann van Grunen*



Wo liegt Lantschchuti?

Eine Etage unter der Oberliga residiert auch im UdSSR-Fußball die sogenannte Liga. Dort ging es vergangenes Jahr in einem Supermarathon von 552 Spielen an 234 Tagen spannend zu wie noch nie zuvor. Während die Trümpfe Daugawa Riga und Fakel Woronesh nicht stachen, erwarben sich der ZSKA Moskau und die namenlose Elf von Gurija Lantschchuti in einem Kopf-an-Kopf-Rennen das Recht, ab 9. März in der obersten Spielklasse um die sowjetische Meisterschaft zu kicken. Lantschchuti, wo liegt das? In Georgien, irgendwo in der Nähe von Kutaissi, 20 000 Einwohner, Sitz einer Tee- und einer Konservenfabrik sowie eines Fleisch- und Milchkombinats. Die Mannschaft von „Gurija" ist der erste Vertreter eines Rayonzentrums in der Oberliga. Mit 80 Toren kam sie auf das drittbeste Trefferergebnis der Liga, gleichwohl deuten 66 Gegentore darauf hin, daß die Abwehr nicht zu den besten gehörte. „Lange Zeit hat man uns nicht ernstgenommen", erzählte Trainer Begi Sicharulidse. „Das änderte sich auch nicht, als wir 18 Spieltage hintereinander an zweiter Stelle lagen. Bis man endlich merkte, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Zwar hatten wir nie das Ziel, in die Oberliga aufzusteigen, doch wir wurden immer besser, obwohl wir mit nur 19 Spielern auskommen mußten. Es fand sich eine gute Mischung aus erfahrenen Spielern, die schon Oberligaluft geschnuppert haben, und jungen Leuten. Gestandene Männer wie Kopalejschwili, Schwezow, Imnadse, Melikija, Danelija, Tkebutschawa und Pridonischwili steckten mit ihren plötzlich ehrgeizigen Plänen und Ideen die jungen Hüpfer an. Und nicht zuletzt leben wir von einer Zuschauerkulisse, deren Anhänglichkeit unsere Kräfte vervielfacht." Jetzt wird hinter vorgehaltener Hand gesagt, die „Lantschchutier" würden aus der Oberliga so flugs wieder verschwinden, wie sie gekommen sind. „Das kenne ich von 1980, als wir – wie aus heiterem Himmel – erstmals in der Liga spielten", erinnert sich Sicharulidse. „Das war, wie man sieht, ein großer Irrtum. Als ‚Ligist' brachten wir mit Ramas Uruschadse sogar einen Lantschchutier in eine sowjetische Auswahlmannschaft!"

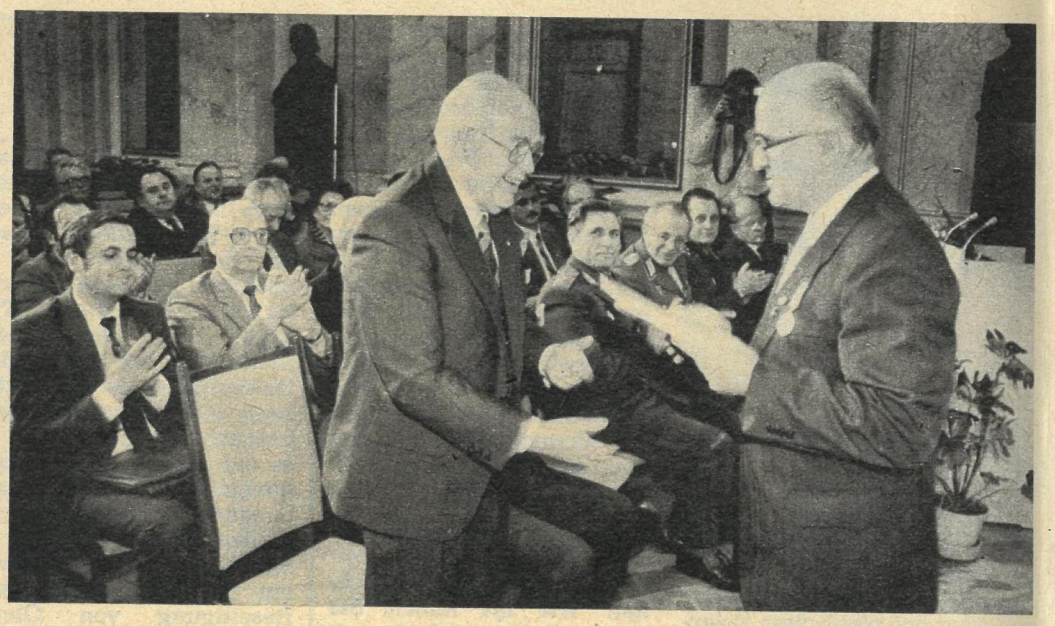
Adi Kodym



Der Pfiff auf den Leninbergen

Steffen Merkers erstes nachhaltiges Moskau-Erlebnis hängt mit der Signalpfeife eines Milizionärs zusammen. Der frischgebakkene SU-Student aus Dresden überquerte damals, vor mehr als drei Jahren, unvorschriftsmäßig die Straße vor der Lomonossow-Universität. Da ertönte der unverwechselbare Pfiff. Der Mann der Ordnung setzte zu ausführlicher Belehrung an. „Er muß mir aber bald angesehen haben", erinnert sich Steffen Merker, „daß ich kein Wort verstand. Ich hatte zwar gute Russisch-Noten auf der EOS. Aber lesen ist was anderes als Moskauer Originalton! Jedenfalls fragte er mich, woher ich komme. Ich: ‚Aus der DDR!' Darauf er nur noch, wobei sein Gesicht sich freundlich aufhellte: ‚Na dann – herzlich willkommen bei uns!'" Seit jenem Dialog überschreitet Steffen Merker achtsam den Damm. Und aufgefallen ist er seither nur noch positiv. Steffen Merker ist ein „Otlitschnik", wie man hierzulande Beststudenten nennt. Aber darüber will er nicht viel Aufhebens gemacht wissen, denn „Otlitschniki" hier sind nahezu die Hälfte aller DDR-Studenten. Ihr Leistungsdurchschnitt betrug im letzten Studienjahr 1,28. Steffen hält das für normal: „Unsere Devise: ‚Studienzeit ist Leistungszeit' will doch nichts anderes besagen, als daß wir alle die großen Möglichkeiten optimal nutzen, die unser Studienaufenthalt bietet." Die DDR-Studenten in der Sowjetunion sehen sich heute bereits in einer großen und verpflichtenden Tradition: 1951 begann für die ersten 174 in Moskau und Leningrad das Studium. Seither erhielten über 22 000 aus unserer Republik im Sowjetland eine Aus- und Weiterbildung. Gegenwärtig studieren DDR-Bürger hier an rund 150 Universitäten in 35 Städten. Steffen Merker ist an der Biologischen Fakultät der Moskauer Universität immatrikuliert. Fachrichtung: Biochemie. Er will an der Ausarbeitung effektiver Biotechnologien mitwirken, „weil das Schlüsseltechnologien sind, ohne deren immer breitere Anwendung in der Volkswirtschaft kein nennenswerter Leistungszuwachs, keine höhere Effektivität auf Dauer möglich sind. Etwas anderes als Naturwissenschaften oder Technik wäre bei mir nicht in Frage gekommen", sagt er. Sein Studium hier hält er vor allem deshalb für bedeutungsvoll, weil neben der Erweiterung des persönlichen Horizonts, dem Kennenlernen der russischen Sprache die Sowjetunion auf seinem Fachgebiet der größte Kooperationspartner der DDR ist und bleiben wird, „mit einer Breite der Grundlagenforschung und einer Vielfalt in den Anwendungsbereichen". Steffen Merker hat sich im zweiten Studienjahr bereits zusätzlich an der Fakultät für Chemie einschreiben lassen, weil er auf diese Weise schneller an „sein Thema" herankommt: die Enzyme, jene Moleküle, die notwendige Stoffumwandlungen in der Zelle bewirken. Die Forschung auf diesem Gebiet ist besonders für Medizin und Pharmazie, für die Diagnose von Erbkrankheiten und die spezielle Entwicklung neuer Medikamente auf molekularer Grundlage bedeutsam. Wenn alles planmäßig verläuft, wird Beststudent Steffen Merker schon in absehbarer Zeit das Berliner Forschungszentrum für Biotechnologie beim Kombinat Germed als „SU-Absolvent" verstärken.

Jürgen Geitner



Glück-Wünsche

Groß war die Schar der Gratulanten im Zentralen Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Berlin, das seinen 40. Jahrestag beging. Der Präsident der Gesellschaft für DSF, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED (auf unserem Foto mit dem Direktor des Hauses, Leopold Wohlert, rechts), würdigte die erfolgreiche Arbeit der Kultur- und Bildungsstätte. UdSSR-Botschafter Wjatscheslaw Kotschemassow dankte dem Kollektiv für seine Tätigkeit zur Vertiefung der Freundschaft.

Dreh-Orgel

Zu den Sehenswürdigkeiten im alten Teil der georgischen Hauptstadt Tbilissi gehört das traditionsreiche Restaurant „Kalauri". Das ist eine Art ethnographisches Museum, wo man neben Nationalgerichten auch georgische Volkslieder genießen kann. Eine Attraktion der Gaststätte ist seit langem schon Sergej Tumanow. Jeden Abend dreht er die Kurbel seiner mehr als 120 Jahre alten, in Odessa gebauten Kleinorgel, um ihr eine Vielzahl lustiger wie auch trauriger Lieder zu entlocken.

Fund-Sachen

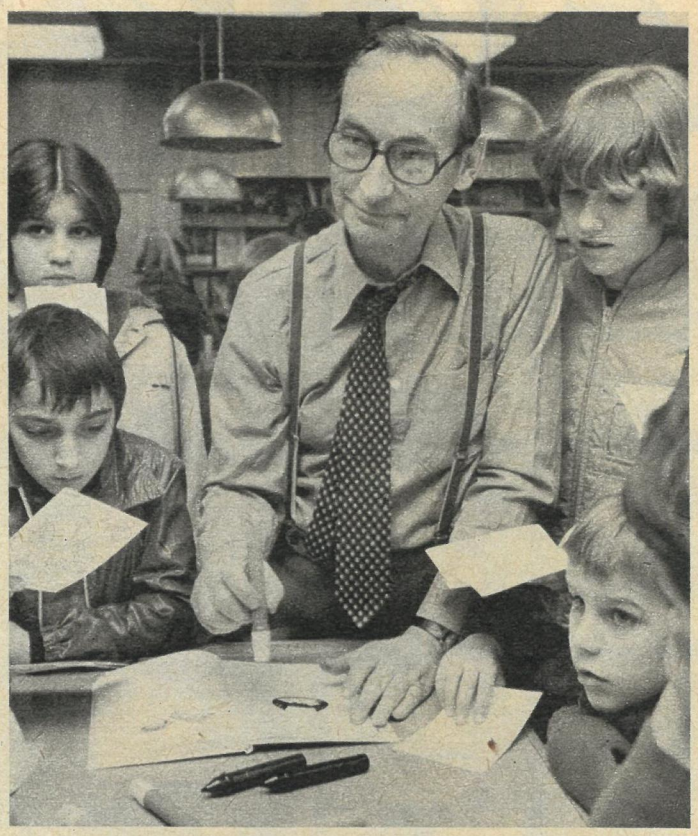
Eine sensationelle archäologische Entdeckung machte Dariusz Kwolek, Student an der Hochschule in der polnischen Stadt Krosno. Er fand Fragmente eines Kiefers und andere Knochen von einem Steppenelefanten. Dieses Tier, ein Vorfahre des Mammuts, lebte vor 120 000 bis 150 000 Jahren unter tropischem und subtropischem Klima in Europa. Es hatte eine Höhe von über 5 Metern und gehörte zur formenreichen Gruppe der Rüsseltiere.

Sonnen-Schutz

Neben der Rekultivierung weiterer Flächen für den Anbau von Futter und Getreide entwickelt sich in der südlich von Hanoi gelegenen Thanh-Hao-Provinz auch Kleinindustrie und Handwerk, um einheimische Rohstoffe zu verarbeiten. So lernen Schulkinder im Dorf Hai Nhan, wie man aus Palmstroh kegelförmige Hüte anfertigt. Sie dienen übrigens nicht nur dem Sonnenschutz, sondern sind zugleich äußerst praktische Behälter für Reis wie auch Filter für Trinkwasser.

Der Krieg wird fortgesetzt

Am 11. März weist der Außenminister der Provisorischen Regierung, Miljukow, die russischen Auslandsvertretungen an, unter allen Umständen Lenin in der Schweiz festzuhalten. Er soll russischen Boden nicht betreten! Am selben Tag äußert der Minister vor französischen Journalisten: „Die russische Revolution wurde gemacht, um die Hindernisse, die auf dem Wege zum Siege Rußlands standen, zu beseitigen." Damit wird klar, warum Miljukow diese Weisung gab: Die Front der „Vaterlandsverteidiger" will den Krieg an der Seite Englands und Frankreichs gegen Deutschland fortsetzen. Man fürchtet mit Recht, Lenin könnte die Friedenssehnsucht der Massen nachhaltig bestärken. In diesen Tagen zeigt sich die Tragik der Doppelherrschaft. An die Macht ist nicht nur die Provisorische Regierung gekommen, die Sowjets der Arbeiter- und Bauerndeputierten behalten ihren politischen Einfluß. Lenin charakterisiert diesen Zustand als wichtigste Besonderheit der Februarrevolution. Der erste Premier der Regierung bekennt später, daß das von ihm geleitete Kabinett „eine Macht ohne Kraft war, während der Sowjet der Arbeiterdeputierten eine Kraft ohne Macht darstellte". Die Sowjets könnten ohne Waffengewalt die ganze Macht in ihre Hände nehmen. Aber sie tun es nicht. Denn die Mehrheit gehört den Menschewiki und Sozialrevolutionären, die meinen, daß Rußland für eine sozialistische Revolution nicht reif ist. So schließt der Petrograder Sowjet mit der Provisorischen Regierung eine Art „Burgfrieden" ab. Für sie ist die Revolution beendet, obwohl Landbesitz und Kapital unangetastet bleiben, das Recht auf den Achtstundentag nicht verwirklicht ist. Die „Vaterlandsverteidiger" propagieren die Fortsetzung des imperialistischen Krieges. Und so kann in Minsk der Befehlshaber der Front, General Denikin, erklären: „Ich akzeptiere die Revolution ganz und vorbehaltlos. Doch betrachte ich die Revolutionierung der Armee und das Hineintragen der Demagogie in ihre Reihen als verderblich für das Land." Das ist die offizielle Politik: Schluß mit der Revolution, der Kriegsalltag hat uns wieder! Der revolutionäre Wandel in der Armee ist jedoch unaufhaltsam. *Hans Bergmann*

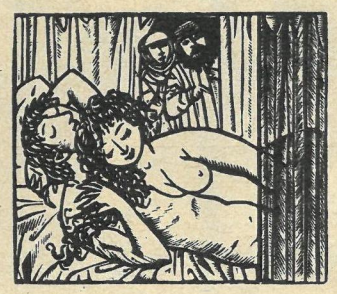


Werner Klemke: Wat, schon 70?

Eine Anekdote ist gut, sehr gut sogar. Schon deshalb, weil der Künstler Anekdoten liebt. Also: Eines Tages sprang Werner Klemke hastig in ein Taxi, das ihn am Berliner Antonplatz erwartete. Der Fahrer startete, fuhr ein paarmal rund um den Platz und fragte schließlich: „Na, wo soll's denn heute hingehen, Herr Professor?" – „Is ejal", erwiderte der Angesprochene, „ick hab' überall zu tun!" Natürlich wissen wir nicht, wohin ihn der Taxifahrer schließlich gebracht hat. Entweder in die Berliner Kunsthochschule, an der er lehrt. Oder zur Akademie der Künste, deren Mitglied er ist. Entweder zum Kinderbuchverlag, um den vielen Dutzend Kinderbüchern, die er schon illustriert hat, ein neues hinzuzufügen. Oder in den Aufbauverlag, der Holzschnitte für ein Buch der Weltliteratur haben möchte. Entweder in die FREIE WELT, für die er an der Kinderserie „Burattino" arbeitet. Oder zum VEB Deutsche Schallplatten, um den Entwurf einer Plattentasche begutachten zu lassen. Entweder zum „Magazin", das ein neues Titelbild (mit Kater!) von ihm erwartet. Oder zum DEFA-Trickfilmstudio. Entweder ins Zentrum, um dort eine eigene oder die Ausstellung eines Künstlerfreundes zu eröffnen. Es könnte natürlich auch sein, daß der Fahrer ihn direkt zum Flugplatz fuhr. Denn nach Klemke schreit man überall in der Welt... Die

Prager kennen seine anmutigen Holzschnitte, pikanten Plakate, seine originellen Bühnenbild- und Kostümentwürfe. Im Pariser UNESCO-Sitz freuten sich Kunstbegeisterte an den von ihm illustrierten Werken der Kinder- und Weltliteratur. Und im italienischen Certaldo gar würdigte man den Berliner Künstler als einen der bedeutendsten Illustratoren des „Decamerone" (siehe rechts) und machte ihn in Boccaccios Geburtsstadt galant zum Ehrenbürger. – Spätestens seit 1949, da er Fadejews „Junge Garde" künstlerisch gestaltete, ist er auch in der Sowjetunion bekannt. Seine Ausstellungen dort sind kaum zu zählen. Andererseits schätzt Klemke russische und sowjetische Grafik und Malerei. Der Meister zeichnet sich nicht selbst. Anderen aber war er Modell. In Sofia wurde im Februar anläßlich des Berlin-Jubiläums eine Personalausstellung von Arno Mohr eröffnet, in der neben Porträts von Brecht, Busch, Barlach auch eines von Werner Klemke hängt. – Der sowjetische Schriftsteller Daniil Granin sinnierte einmal: „Es genügt nicht, daß man den Willen hat, das Beste zu tun, man muß ja außerdem wissen, wie es zu tun ist." Klemke, dünkt's einem, weiß es! – Einige, wenige hundert Leute glauben, der vielbeschäftigte Nationalpreisträger hätte mit den Terminen hin und wieder Schwierigkeiten. Falsch, völlig falsch. Unsere Uhren gehen ganz einfach alle zu schnell... Am Morgen dieses 12. März 1987 wird Werner Klemke aufstehen, seine Geburtstagspost in Empfang nehmen und erstaunt ausrufen: „Wat, schon siebzich?"

Karin Kopp



● Gut gesagt

Fehlt der Wille, ist es schade ums Talent.

Stefka Kostadinowa, Bulgarien, Weltrekordlerin und Europameisterin im Hochsprung

● Am Rande

Kubas berühmte, im Naturschutzgebiet liegende Krokodilfarm Guama wird sieben Schwesterstationen erhalten. In der ersten Zuchteinrichtung des Landes werden 500 Panzerechsen betreut, die sich bis 1995 auf 12 000 vermehren sollen. – Panzer schützt vor Liebe nicht.

● Persönliches

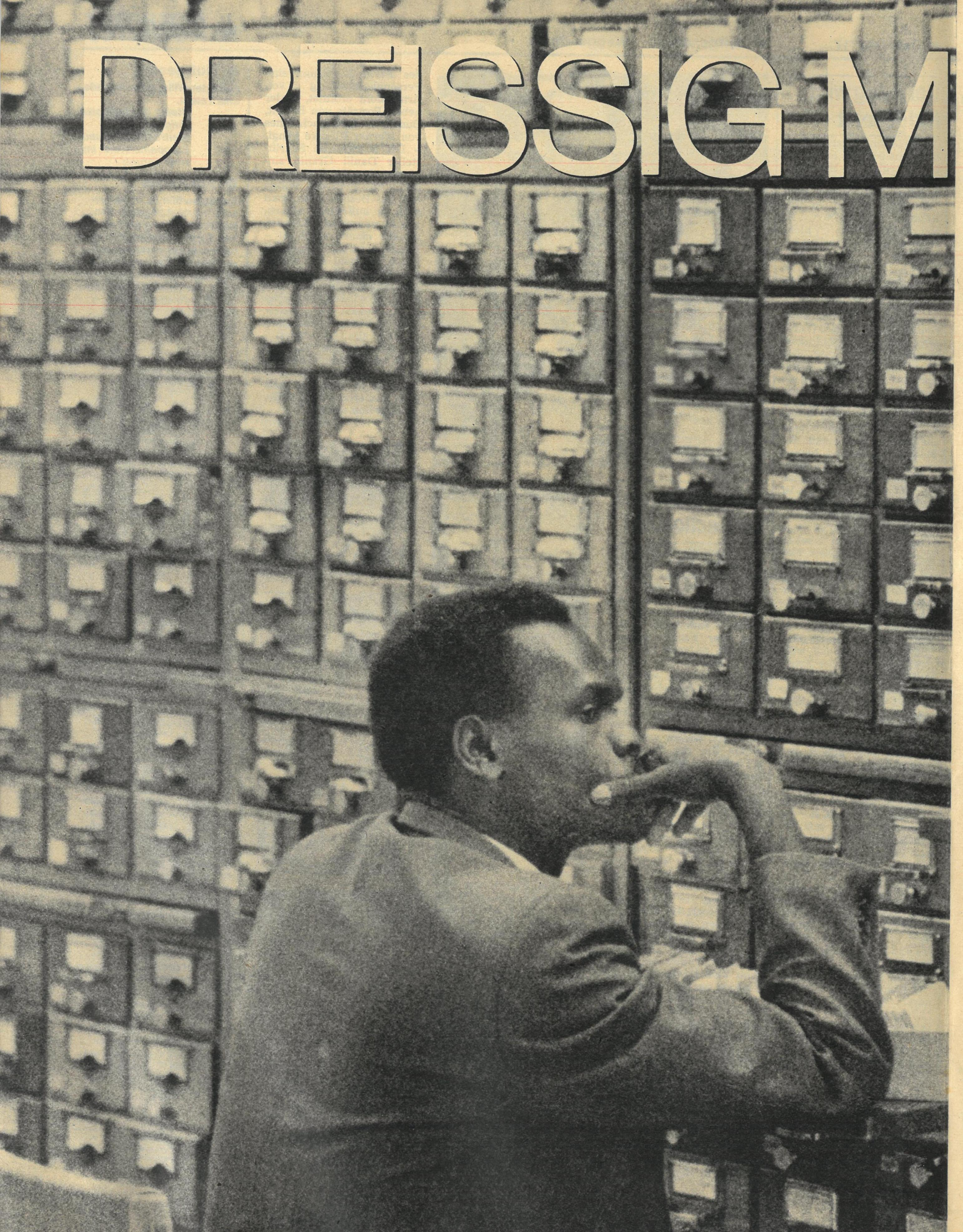
Pawel Matjuschenko, Schüler aus der kasachischen Stadt Gorjew, ging eines Sonntagsmorgens angeln und entdeckte auf dem Weg dorthin ein Seerobbenjunges – mitten auf den Gleisen der Eisenbahnstrecke nach Astrachan. Der Zug näherte sich schnell, doch der Junge war schneller. Er brachte das Tierchen heim, fütterte es und übergab es anderntags der örtlichen Fischerei-Inspektion.

Wang Maojun, Textilarbeiter aus der chinesischen Stadt Louyang, und der Sportlehrer Li Weinin durchquerten per Boot die als tiefste und gefährlichste der Welt geltende Tigersprungschlucht am Changjiang, wobei sie bis zu sieben Meter hohe Wasserfälle überwanden.

Antal Kacharow, Laienornithologe aus dem usbekischen Ort Namangan, gewann auf der internationalen Vogelausstellung in der tschechoslowakischen Stadt Olomouc den Grand Prix. Er zeigte dort seine aus 150 seltenen Vertretern der gefiederten Fauna bestehende Sammlung. Jetzt entwarf er den Plan für einen ornithologischen Park in seiner Heimatstadt.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Billeb, A. Paszkowiak, ZB/CAF, ZB/VNA, I. Schlamow/TASS, D. Andree, FW-Archiv; Vignette: D. Schüler

DREISSIGM



ILLIONEN

Ist es interessant zu wissen, daß die Moskauer Staatliche Leninbibliothek etwa 30 Millionen Bücher und andere Druckerzeugnisse beherbergt? Daß sie Leitbibliothek für 350 000 sowjetische Bibliotheken, Arbeitspartner von Bibliotheken aus rund 100 Ländern ist?

Oder daß die Gesamtlänge der Bücherregale sämtlicher Magazine annähernd 600 Kilometer erreicht? Ein gewiß eindrucksvolles Zahlenspiel, aber was verbirgt sich hinter diesem gigantischen Gedächtnis? Welche Schicksale – welche Geschichten? FREJE WELT-Mitarbeiter Lisa Klutschewskaja (Text) und Volkmar Billeb (Bild) sprachen mit dem stellvertretenden Direktor Anatoli Pawlowitsch Wolik (oben).

Neue Technik im Katalog

30 000 000

„Groß ist ja der Nutzen aus der Lehre der Bücher... Weisheit nämlich... gewinnen wir aus den Worten der Bücher; sie sind ja die Flüsse, die das Weltall tränken." So lautet die Apotheose der **Nestorchronik,** der ältesten slawischen Chronik vom Anfang des 12. Jahrhunderts. Sie ist ein Archiv, eine Sammlung verschollener russischer Literatur, ein Nachrichtenmagazin über historische Ereignisse, eine Anthologie der schönsten Heldenlieder und Sagen, Erlebnisberichte und Predigten. Man könnte sie eine Bibliothek zwischen zwei Buchdeckeln nennen. Sie wird neben vielen anderen alten Handschriften und frühen Druckwerken in der Buch- und Handschriftenabteilung der Moskauer Leninbibliothek aufbewahrt, die mit einem Schatz von nahezu 30 Millionen Büchern und anderen Druckerzeugnissen heute zu den größten Bibliotheken der Welt zählt.

★

Es ist jetzt hundertfünfundzwanzig Jahre her, daß die Büchersammlungen des russischen Staatsmannes Graf Rumjanzew Grundstock der ersten öffentlichen gemeinnützigen Bibliothek in Moskau wurden. Als Heimstatt wählte man eines der schönsten klassizistischen Bauwerke aus, das einst der steinreiche Gardeoffizier Paschkow sich auf einem Hügel gegenüber dem Kreml errichten ließ. Bei ihrer Gründung im Jahre 1862 konnte die Rumjanzewbibliothek über einhunderttausend Bände verfügen. In dem von meterhohen Regalen und einer Galerie umgebenen Lesesaal mit 20 Plätzen erwarteten die Bücherfreunde schöngeistige und wissenschaftliche Literatur aus aller Herren Länder – Früchte jahrzehntelanger Sammeltätigkeit. Durch private Schenkungen und Stiftungen sowie durch das Recht auf ein Pflichtexemplar aller in Rußland erschienenen Druckschriften vermehrten sich schnell die Bestände der Bibliothek. Im Paschkow-Palais widmete sich der Schriftsteller Wladimir Korolenko, Autor der berühmten „Geschichte meines Zeitgenossen", historischen und rechtswissenschaftlichen Studien; hier gingen Anton Tschechow und Fjodor Dostojewski ein und aus. Der Schöpfer des periodischen Systems der Elemente, Dmitri Mendelejew, und der Pionier der Raumfahrtforschung, Konstantin Ziolkowski, gehörten ebenso zu den Benutzern der Bibliothek wie der Dichter Lew Tolstoi. Als Tolstoi 1881 nach Moskau übergesiedelt war, arbeitete er oft im Lesesaal des Paschkow-Palais. Mit dem Bibliothekar Nikolai Fjodorow, der ihm bei der Beschaffung von Spezialliteratur und Quellenmaterial für seine polemischen Artikel gegen die herrschende Ordnung behilflich war, freundete sich der Dichter an. Am 26. August 1893 trug sich Lenin unter der Nummer 236 in das Register der Bibliothek ein: „Wladimir Uljanow. Rechtsanwaltsgehilfe. Bolschaja-Bronnaja-Straße, Iwanows Haus, Wohnung 3." Wenige Jahre später arbeitete Lenin mehrere Tage hintereinander im Lesesaal der Rumjanzewbibliothek. Es ist anzunehmen, daß er sich da mit der russischen Ausgabe des „Kapital" beschäftigte, die 1878 in Petersburg erschienen war.

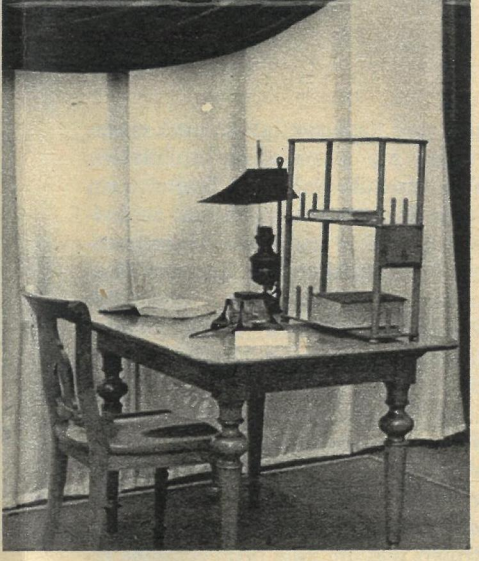
★

Das erste mit einem Druckvermerk erschienene Buch in Rußland ist das „Apostol", eine Apostelgeschichte, datiert mit dem Jahr 1564. Der Besitz dieses frühesten Zeugnisses der russischen Buchdruckkunst ist der besondere Stolz der Leninbibliothek. Es wurde vom Diakon Iwan Fjodorow hergestellt, der ein Jahr zuvor von Zar Iwan IV., dem Schrecklichen, mit der Einrichtung des ersten Druckhauses in Moskau beauftragt worden war. Der Moskauer Druckhof stand unter der persönlichen Aufsicht des Zaren, der, ein erheblich gebildeter Mann, die von seinem Vater ererbte Bibliothek beträchtlich zu vergrößern gedachte. Die Kosten für den Druck von Büchern mit kyrillischen Lettern trug die Staatskasse. Bald nach dem Erscheinen des „Apostol" mußte Fjodorow jedoch Rußland verlassen, weil er angeblich ein Ketzer war. Seine Ketzerei aber bestand hauptsächlich in dem Vorhaben, den zum überwiegenden Teil Lese- und Schriftunkundigen die Lektüre der Apostelgeschichte und der Evangelien zu ermöglichen. Hierfür plante er die Herausgabe eines Abc-Buches mit dem kyrillischen Alphabet und Texten zum Auswendiglernen. Erst im Ausland, in Lwow, wohin er geflüchtet war, konnte er diesen Plan verwirklichen. Die Fibel Fjodorows und andere Erstlinge slawischer Druckwerke gehören zu den Glanzstücken der Leninbibliothek.

★

Neben den alten slawischen Schrifttumsdenkmälern, wie dem „Chitrowo-Evangelium", dessen prachtvolle Illustrationen aus der Schule des legendären Andrej Rubljow stammen, besitzt die Leninbibliothek zahlreiche Zeug-

Der Komplex der Leninbibliothek, links das Paschkow-Palais



Der Arbeitstisch Lenins aus der Königlichen Schwedischen Bibliothek Stockholm, der der Leninbibliothek geschenkt wurde.

Arbeit im großen Lesesaal.

nisse des westeuropäischen Buchdrucks vom 15.–20. Jahrhundert. Hierzu gehören Inkunabeln und Frühdrucke des 16. Jahrhunderts, wie die „Naturgeschichte" des römischen Schriftstellers Plinius, 1469 in Venedig gedruckt, oder die Erstausgaben des Renaissance-Philosophen Giordano Bruno, den die Inquisition wegen seines von ihm propagierten materialistischen Weltbildes auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

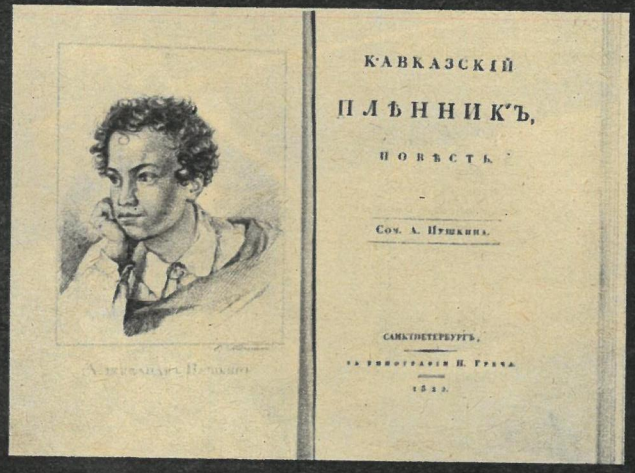
★

Die Oktoberrevolution stellte der Rumjanzewbibliothek völlig neuartige Aufgaben. Sie wurde zum staatlichen Archiv für das Schrifttum des Landes. Auskunftstätigkeit und Leihverkehr entwickelten sich in ungeahntem Maße. Der Buchbestand wurde durch Zuführung nationalisierter Sammlungen ergänzt. Internationaler Bücheraustausch und planmäßiger Erwerb ausländischer Literatur trugen dazu bei, die Bibliothek in eine der bedeutendsten wissenschaftlichen und kulturellen Bildungsstätten der Sowjetunion zu verwandeln. Am 6. Februar 1925 erhielt die Rumjanzewbibliothek den Status einer Nationalbibliothek und den Namen des Gründers des Sowjetstaates. Heute eröffnet die Leninbibliothek nicht nur allen Werktätigen die Schätze der Wissenschaft und Kultur, sie ist auch führende wissenschaftliche Forschungseinrichtung auf den Gebieten der Bibliothekswissenschaft, der Bibliographie, der Geschichte des Buches. Durch ihre Partnerbeziehungen zu den großen Bibliotheken anderer Länder und ein internationales Austauschsystem ermöglicht die Leninbibliothek allen Lesern den Zugang auch zu solchen Büchern, die nicht zu ihren Beständen gehören. In 22 Lesesälen mit insgesamt 2230 Plätzen arbeiten heute täglich rund 8000 Leser. Jährlich sind es mehr als 2 Millionen, die etwa 12 Millionen Bände ausleihen. Mehr als 350 ausländische Bibliotheken sind Fernleihe-Abonnenten der Leninbibliothek. Mit fast viertausend Bibliotheken und anderen Organisationen unterhält sie Austauschkontakte. Für ein so umfangreiches Programm, für die ständig wachsenden Buchbestände und Bedürfnisse der Leser reichte das Paschkow-Palais nicht mehr aus. Deshalb entstand in den vier-

30 000 000

Das „Apostol“, erstes datiertes russisches Buch 1564, gedruckt von Iwan Fjodorow in Moskau.

Aus der umfangreichen Plakatsammlung eine Arbeit von Dmitri Moor.



Zu Lebzeiten Puschkins erschienene Ausgabe des Poems „Der Gefangene im Kaukasus“.

Großer Lesesaal der Leninbibliothek.

ziger und fünfziger Jahren nach einem Projekt der sowjetischen Architekten W. A. Stschuko und W. G. Helfreich ein neuer Bibliothekskomplex mit zahlreichen Lesesälen und einem 19geschossigen Fundusgebäude im Zentrum Moskaus, in den die ehemalige Rumjanzewbibliothek sinnvoll eingegliedert wurde. In den 70er Jahren kam ein weiteres Büchermagazin im Moskauer Vorort Chimki hinzu.

Nach mehr als fünfunddreißig Jahren wird jetzt die größte Bibliothek der Sowjetunion nach neuen bibliothekswissenschaftlichen Erkenntnissen rekonstruiert und um zwei neue Gebäude erweitert. Der stellvertretende Direktor der Leninbibliothek Anatoli Wolik, Ingenieur für Automatisierung und Mechanisierung bibliothekarischer Prozesse, ist mit der Leitung der Rekonstruktionsarbeiten betraut worden. Eine solche umfassende Erneuerung und Modernisierung der Technik nach internationalem Standard ist nach seinen Erkenntnissen ganz einfach ein Gebot der Zeit, bereits 1983/84 hatte der Ministerrat der UdSSR einen entsprechenden Beschluß gefaßt.

Hinzu komme, so Direktor Wolik, daß sich der Boden unter den Fundamenten eines Flügels des Paschkow-Palais und unter dem 19geschossigen Gebäude des Hauptmagazins während der Bauarbeiten an der Metro um 8 cm gesenkt hatte. „Risse im Mauerwerk machten uns große Sorgen. Inzwischen aber hat das Hauptmagazin ein Metallkorsett erhalten, und auch der betroffene Flügel des Paschkow-Palais konnte gesichert werden.“

★

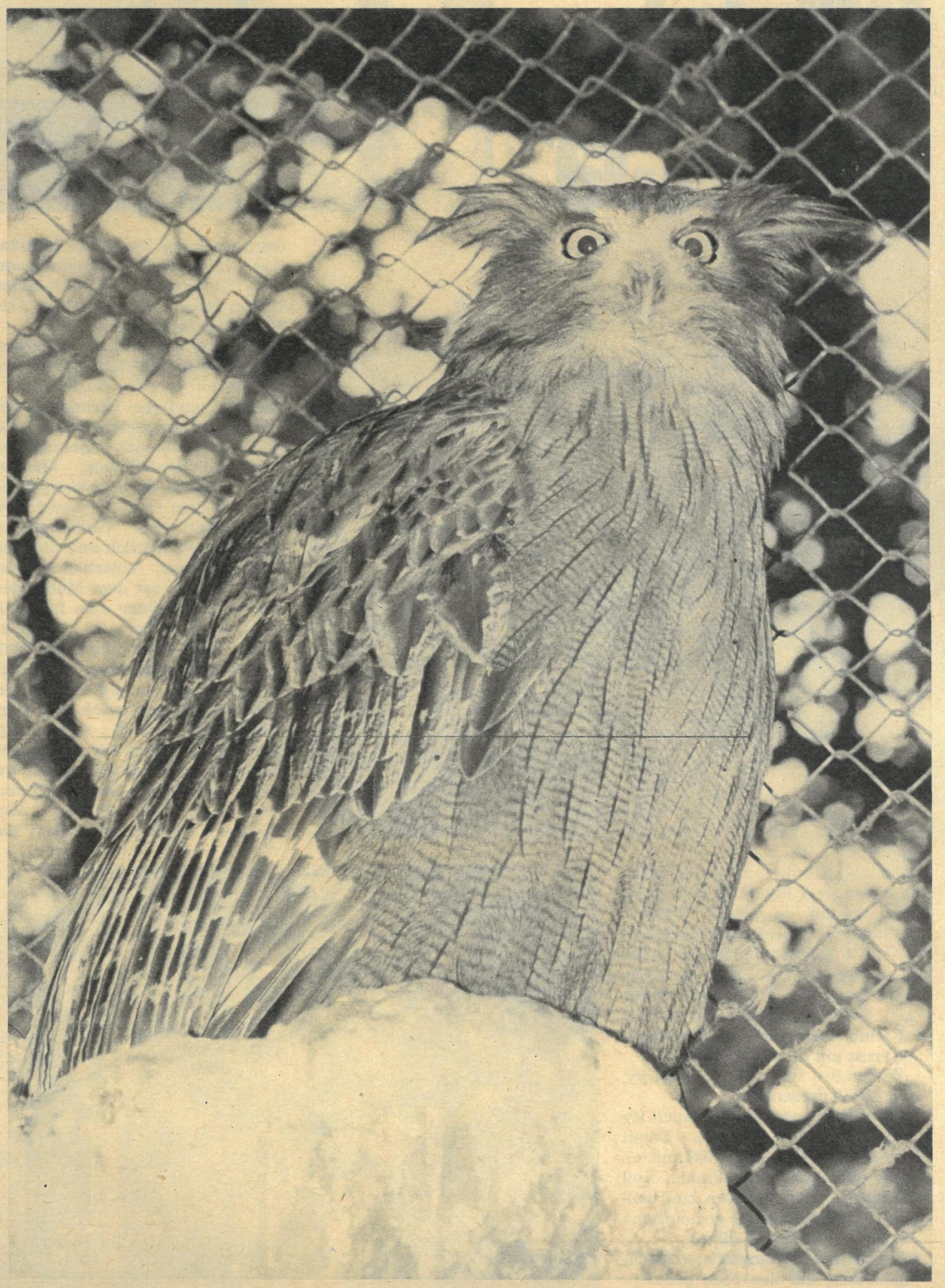
Die Rekonstruktion, Modernisierung und Erweiterung der Leninbibliothek wird, wie jetzt feststeht, in drei Etappen erfolgen und insgesamt zehn Jahre in Anspruch nehmen. Zuvor aber mußten Vorbereitungen getroffen werden zur vollen Aufrechterhaltung des Leih- und Leseverkehrs, was nicht geringe Probleme mit sich brachte. Das Kulturministerium der UdSSR hat einen Wettbewerb für das beste Projekt der zwei Erweiterungsbauten, einem Rechenzentrum und einem weiteren Fundus, ausgeschrieben. Vom Rechenzentrum soll die Buchausleihe gesteuert werden, damit der Leser in maximal 30 Minuten jedes Buch abrufen kann. Bedingung ist, daß sich die neuen Gebäude harmonisch in das Gesamtensemble einfügen müssen. In diesem großen Bibliotheksstädtchen gegenüber dem Kreml werden sich sowohl die Benutzer als auch die Mitarbeiter in schönen Gartenanlagen mit Springbrunnen und Cafés erholen können. Das Paschkow-Palais, ehemals Sitz der Rumjanzewbibliothek, wird nach Erneuerung dann das in seiner Art einzige zentrale Buchmuseum der Sowjetunion aufnehmen. Hier am Ursprung der Leninbibliothek wird so Geschichte und Geistesgeschichte lebendig und das alte Wort bestätigt werden, daß Bücher, und natürlich Büchersammlungen, ihre Schicksale haben.

Reproduktionen: Archiv Leninbibliothek.

Weltweit einmalig als Zootier: ein Riesenfischuhu in Leningrad

Vom Amur an die Newa

der für die Jüngsten bestimmten Beute „abzustauben". Die Hauptnahrung besteht aus Fischen, darunter kiloschweren Amurkarpfen. Riesenfischuhus sind im gesamten Verbreitungsgebiet sehr selten; ihr Bestand auf dem Territorium der UdSSR wird auf 350 bis 400 Paare geschätzt, infolge tiefgreifender Umgestaltungen in den Lebensräumen leider mit abnehmender Tendenz. Dem Rechnung tragend wurde der Riesenfischuhu als vom Aussterben bedrohte Art – Kategorie I – ins Rotbuch der UdSSR aufgenommen. *Dr. J. Haensel (Text), K. Rudloff (Fotos)*



Er stand an der Voliere im Leningrader Zoopark und wollte nur mal eben nach seinem Liebling sehen: der Vogelkundler Juri Pukinski* an der Behausung des Riesenfischuhus, den er vor einiger Zeit aus der Taiga mitgebracht hatte. So machten wir seine Bekanntschaft, und den Hauptgesprächsstoff lieferte Ketupa blakistoni, die mit fast zwei Meter Flügelspannweite größte Art der Fischuhus.

Pukinski (oben) entdeckte vor Jahren am Bikin, einem Nebenfluß des Ussuri, erstmals einen Horstplatz dieser stattlichen Eule und erkundete als erster ihre Biologie und Ökologie. Die unscheinbar fahlbräunlichen, mit seitwärts wegstrebenden Federohren ausgestatteten Uhus zeigen sich in ihrer Heimat – hochwaldbestandenen Uferzonen in der sowjetischen Mandschurei, auf Sachalin, in Nordostchina und Nordjapan – nicht übermäßig menschenscheu; sie richten ihren Horst möglichst hoch oben in Höhlen riesiger Taigabäume ein.

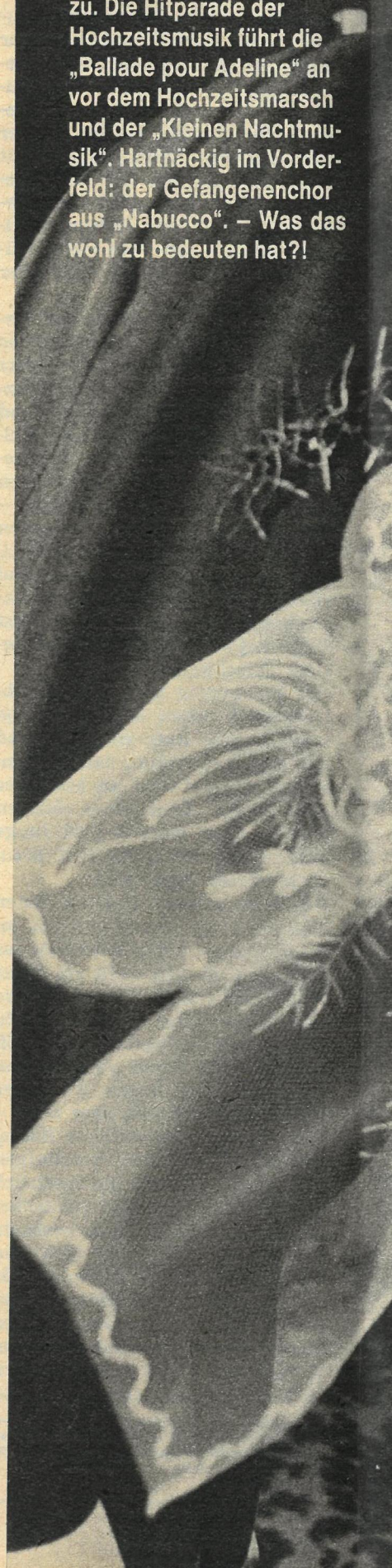
Der Balzgesang ist ein Duett, abwechselnd geben die Partner je zwei dumpfe Rufe von sich, und das derart synchron, daß der Anschein erweckt wird, als handle es sich um das „Lied" eines einzigen Vogels. Meist werden zwei Junge aufgezogen, die lange Zeit brauchen, ehe sie flügge sind.

Im Gegensatz zu anderen Eulen kümmert sich das Männchen intensiver um den Nachwuchs als das Weibchen. Es hält dicht am Horst Wache und geht auch in dessen unmittelbarer Nähe der Jagd nach. Der männliche Vogel bringt viel öfter Beutetiere heran als das – eulentypisch – kräftigere Weibchen. Dieses kümmert sich aber noch – und das ist die eigentliche Besonderheit! – um den vorjährigen Nachwuchs, versorgt ihn zusätzlich und erteilt Nachhilfe in Feinheiten der Jagd. Pukinski konnte beobachten, daß die über einjährigen Jungen im Gefolge der Mutter am aktuellen Brutplatz erschienen und sich so Uhus dreier Generationen gleichzeitig dort zusammenfanden! Weniger aus Familiensinn, sondern vielmehr aus dem Motiv, etwas von

* Sein Expeditionsband „In der Ussuri-Taiga – Suche nach dem Riesenfischuhu" erschien deutsch bei Brockhaus, Leipzig

Das kleine Wörtchen „Ja"

Hochbetrieb für Berliner Standesämter: 11 105 Paare gaben sich im vergangenen Jahr das Ja-Wort. 500 mehr als 1985. Doppelhochzeiten wurden 54mal gefeiert und dreifach ging's in zwei Fällen zu. Die Hitparade der Hochzeitsmusik führt die „Ballade pour Adeline" an vor dem Hochzeitsmarsch und der „Kleinen Nachtmusik". Hartnäckig im Vorderfeld: der Gefangenenchor aus „Nabucco". – Was das wohl zu bedeuten hat?!



Michael Borowy, Jahrgang 1958, und Manuela Reinking, 1966 geboren, hatten im neuen, schönen Standesamt Berlin-Friedrichshain genau 4 Minuten und 32 Sekunden Zeit, um sich die Sache noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. So lange nämlich dauerte die „Kleine Nachtmusik". Dann wurde es ernst mit dem „Ja"-Sagen.

„Wollen Sie, Herr Michael Borowy, die hier anwesende..."

Natürlich, er wollte. Und auch sie zögerte keine Sekunde. Damit wurde am 30. Januar 1987 mit einem öffentlichen Standesamt-Kuß besiegelt, was ein Leben lang halten soll. Eine Ehe, der gemeinsame Weg durch dick und dünn.

Und es wurde fotografiert. Zärtliche Blicke auf den Film gebannt, der Tausch der Ringe, die Gratulation der Eltern, der Standesbeamtin... So können die Kinder später einmal sehen, wie das war, als Mutti und Vati heirateten.

Fotos sind eine Brücke zwischen dem Gestern und Heute, Fingerabdrücke der Vergangenheit.

Die drei anderen Berliner Hochzeitsbilder auf diesen Seiten entstanden vor beinahe vierzig Jahren. DDR-Gründerzeit, Michael und Manuela Borowy kennen sie nur aus dem Geschichtsbuch. Da die öffentlichen Verkehrsmittel Berlins noch spärlich und unregelmäßig fuhren, kutschierte man eben als Gag auf dem Müllwagen zur Trauung. Oder man fuhr mit der Straßenbahn ins eheliche Glück. Sonderfahrt, die Braut stellt die Weichen. Oder man setzte sich frohen Mutes in die festlich geschmückte Trümmerlok. Ein symbolträchtiges Bild, Aufbaustimmung, ja, so haben wir angefangen damals. Der Friede war gerade wenige Jahre alt, die Stadt noch eine Landschaft aus Ruinen. Wer kannte zu dieser Zeit schon das

Wort Kinderkrippe? Es gab kein Babyjahr, keinen zinslosen Ehekredit von 7000,– Mark, kein Kindergeld. Und Zeit, um auf bessere Zeiten zu warten, die gab es auch nicht. Jede Hand wurde gebraucht, die Stadt aufzubauen, den neu gegründeten Staat. Für die meisten Menschen, klug geworden durch schmerzliche Erfahrung und neu erworbenes Wissen, bedeuteten die drei schlichten Buchstaben DDR den Wechsel auf Frieden und Zukunft.

Es stimmt schon, geheiratet wurde zu allen Zeiten. Ob sie nun Gutes versprachen oder nicht. Man tat sich zusammen. Aus Berechnung und Vernunft, aus Einsamkeit und vor allem aus Liebe. Denn die Zwei ist die eigentliche Zahl des Lebens. Der Multiplikator. Zweisamkeit vervielfacht Energie und Freude, Weisheit und Glück des Menschen. Aber auch Ärger und Kummer. Das muß man wissen, wenn man sich bindet. Was ist dagegen die Eins?! Mit sich selbst multipliziert ergibt sie immer wieder nur eins. Die Zwei erst ist der lebenbringende Zündfunke. Manuela und Michael Borowy bekommen ein Kind. Im Mai wird es soweit sein. Soll es ein Junge werden oder ein Mädchen? „Das ist für mich keine Frage“, sagt Manuela. „Und im übrigen möchte ich drei.“ Und sie sieht Michael an. „Drei möchtest du“, fragt der in leiser Verwunderung, „mir langen eigentlich zwei…“

Nun ja, dieses kleine Problem müssen sie wohl selbst lösen. Und auch einen passenden Namen werden sie finden für den Nachwuchs. Vielleicht erleichtert ihnen die Rangfolge der letzten Jahre ein wenig die Suche: Bei den Mädchen lagen Katharina, Julia/Juliane, Stefanie und Franziska ganz vorn, bei den Jungen hielten Christoph, Sebastian, Phillip und Paul die Spitze. Da wird sich doch was finden lassen.

Michael Borowy, Installateur von Beruf, zur Zeit bei der Volksarmee, und Manuela, die Facharbeiterin für Schreibtechnik, sie haben ihren gemeinsamen Lebensweg begonnen. Man weiß vorher nie, wie dieses Abenteuer endet. Aber bitte schön: Wir schreiben das berühmte Jahr 750 der Stadt Berlin. Wenn das kein gutes Omen ist! Welche Pläne haben die beiden, welche Träume?

„Hoffentlich bekommen wir bald eine schöne Wohnung“, sagt Manuela. „Michaels Junggesellenbude wird ja bald zu klein. Dann werden wir neue Möbel kaufen. Einiges Geld haben wir schon gespart, und wir können ja auch einen Ehekredit aufnehmen. Für mich beginnt bald das Babyjahr… Ich freue mich schon sehr aufs Kind. Das Wichtigste für unser Leben ist der Frieden. Ohne ihn gibt es keine Kinder mehr und auch keine Träume.“

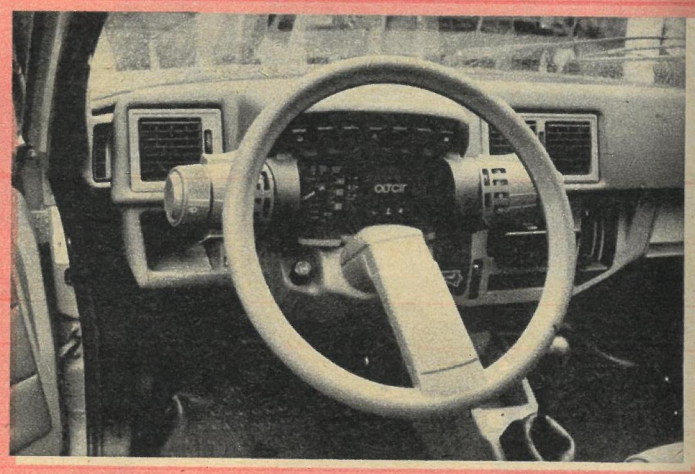
Bernd Siegmund (Text)
Detlev Steinberg (Foto)

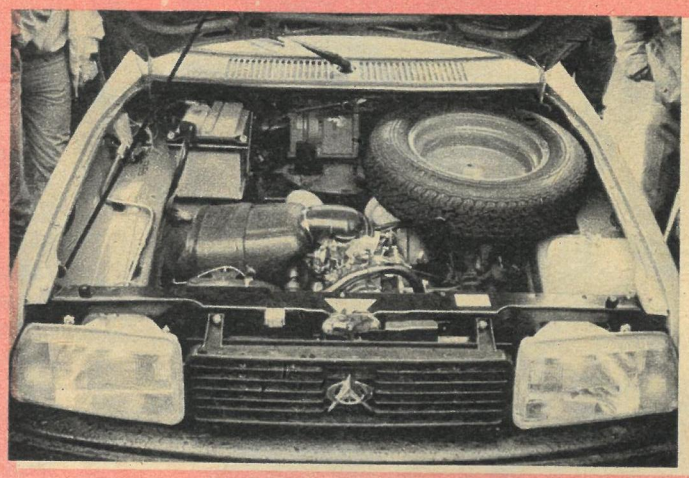
Historische Fotos: Archiv

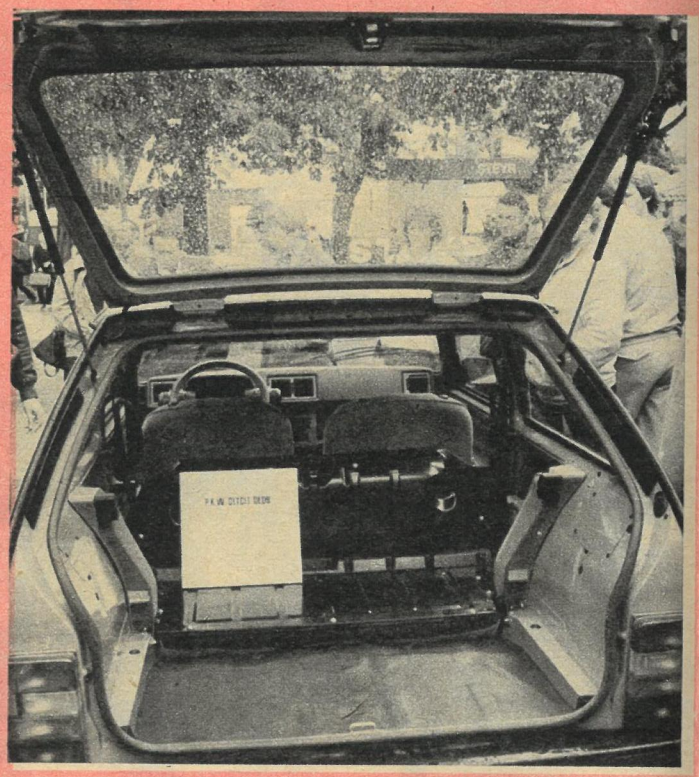
OLTCIT aus Rumänien

Fotos vom rumänischen OLTCIT. In Heft 9/1982 stellte „mobile“ diesen leichten Personenkraftwagen schon einmal im Röntgenbild vor. Die gefällige Vollheckkarosserie (Foto oben) läßt den OLTCIT optisch durchaus mithalten im internationalen Vergleich. In beiden Varianten „Club“ (Vierzylindermotor mit 1129 cm³) und „Special“ (Zweizylinder mit 650 cm³) wird das Ersatzrad unter der Motorhaube untergebracht (rechts), dafür wird also kein Platz im Gepäckraum (rechts außen) beansprucht. Dieser ist durch die an der breitesten Stelle 1160 mm messende und 760 mm hohe Hecköffnung bequem zu beladen. Reicht doch die Tür von der Dachkante bis hinunter zur Stoßstange. Durch Vorklappen der Fondbank vergrößert sich die Grundfläche des Kofferraums von 750 mal 945 mm zu einem 1170 mm tiefen und bis zu 1100 mm breiten Ladeboden. Die Konzeption des gefälligen Fahrzeugs geht deutlich in Richtung des strapazierfähigen leichten Gebrauchswagens, dessen Torsionsstabfederung und Bodenfreiheit ihn für hohe Belastbarkeit und für das Fahren auf weniger guten Straßen besonders geeignet erscheinen lassen.

Auf einer Produktionsfläche von 350 000 m² entstehen in der südwestrumänischen Industriestadt Craiova jährlich 130 000 dieser Fronttriebler, deren modernes Cockpit wir untenstehend zeigen. Die Motoren, als kompakte Antriebsaggregate um die Triebachse gebaut, verleihen dem nur rund 800 bzw. 750 kg schweren Viersitzer Höchstgeschwindigkeit von 145 bzw. 120 km/h. *SHK/Heinrich*







Straßen-Frachter

Der Dienstleistungsbereich wird zu einem zunehmend wichtigen Faktor des internationalen Handels. Das gilt in erster Linie für Transport und Fremdenverkehr. In den Außenwirtschaftsbeziehungen der ČSSR steht der Güterverkehr an erster Stelle im Katalog der Dienstleistungen. Ihr Wert betrug 1985 mehr als 20 Milliarden Kronen, wobei der Export einen Überschuß von etwa 1,7 Millionen Kronen erzielte. Alljährlich werden insgesamt 65 Millionen Tonnen Güter ex- und importiert. Nur etwa drei Millionen Tonnen entfallen auf den Güterstraßenverkehr, denn auch in der ČSSR behält die Eisenbahn ihren Vorrang. Im Handel mit den sozialistischen Ländern werden 71 Prozent aller Frachten auf dem Schienenweg befördert. Die Strukturverlagerung des ČSSR-Exports zu hochveredelten Produkten (die oft für den Eisenbahntransport nicht geeignet sind) läßt allerdings die Bedeutung des Straßentransports merklich anwachsen. Das dafür zuständige Unternehmen ČESMAD wurde 1966 gegründet. Es entstand durch den Zusammenschluß von elf Betrieben des tschechoslowakischen Kraftverkehrs ČSAD. Gegenwärtig sind über 2000 Fernlastkraftwagen der ČSSR auf den Straßen Europas sowie im Nahen und im Fernen Osten auf Achse. Mehr als fünftausend Fahrer gehören zum Stamm der Kapitäne der Landstraße unseres Nachbarlandes. Sie bringen im Jahresverlauf über 150 Millionen Straßenkilometer hinter sich.

Antonín Kužma

Ein neuer PAS

Einen legendären Ruf besaßen die Busse der sowjetischen Marke PAS unter den Schweißern der Drushbatrasse. Seit 1950 baut das Kfz-Werk in Pawlowo an der Oka Kraftomnibusse mit mechanischen Baugruppen der GAS-LKW. Eine Typenentwicklung, die 1972 mit dem PAS-3201 begonnen hatte, verkörpert heute der PAS-3205. Ein robuster 7-m-Bus mit 28 Sitzen, zugelassen für insgesamt 36 Fahrgäste. Der SMS-V8-Vergasermotor (4250 cm³; 88,2 kW/120 PS bis 3200 U/min) prädestiniert ihn für den Betrieb mit billigem Benzin bzw. mit Flüssig- oder Erdgas. PAS-Busse fahren z. B in Italien. Der Kraftstoffverbrauch sank gegenüber dem Vorgängermodell um

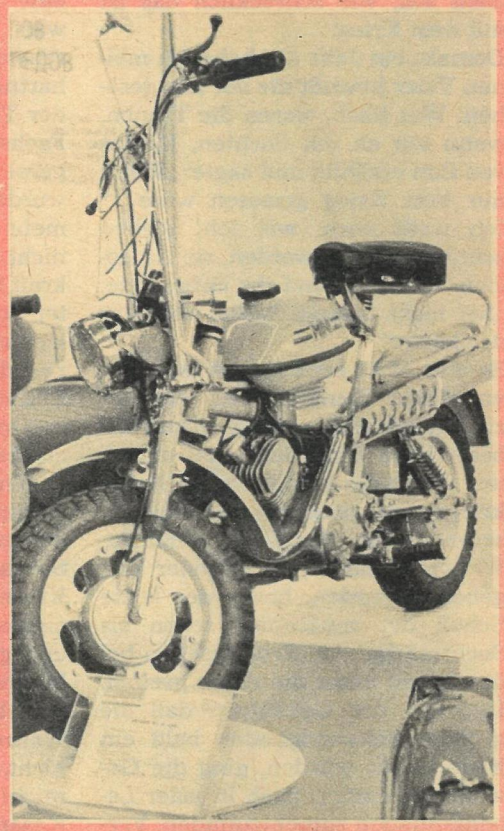
PS-Nachrichten

Autos verpumpt man nicht. Diese landläufige Regel hat in der bulgarischen Straßenverkehrsordnung Gesetzeskraft! Artikel 6 Absatz 3 legt fest, daß Privatfahrzeuge nur an Blutsverwandte und angeheiratete Verwandte ausgeliehen werden dürfen. Fremden Personen ist das Führen von Privatfahrzeugen nur dann gestattet, wenn sie vom Besitzer oder einem seiner vorgenannten Angehörigen begleitet werden.

Über 52 000 Schwerlaster lieferten die TATRA-Werke bereits in die UdSSR. Ein Teil dieser Fahrzeuge ist u. a durch entsprechende Auslegung der Fahrerkabine und Kaltstarthilfen für den Einsatz unter den extremen Klimabedingungen Sibiriens ausgestattet.

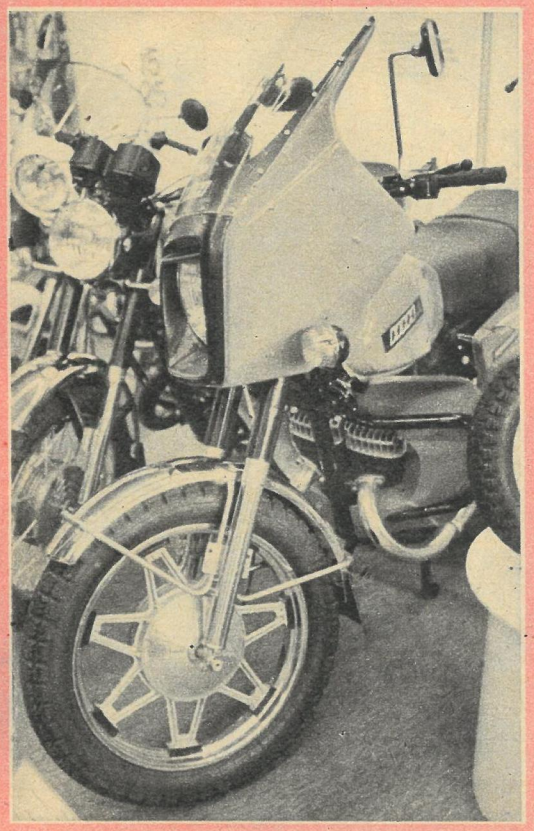
Ausgemusterte Flugzeuge in geländegängige Luftkissenfahrzeuge umzufunktionieren ermöglicht ein Projekt des Polytechnischen Instituts Kuibyschew. Bei einer Geschwindigket bis zu 150 km/h kann damit beliebiges wegloses Gelände einschließlich Sumpfflächen befahren werden. Die Erfindung wurde u. a in den USA, Frankreich und Großbritannien patentrechtlich geschützt.

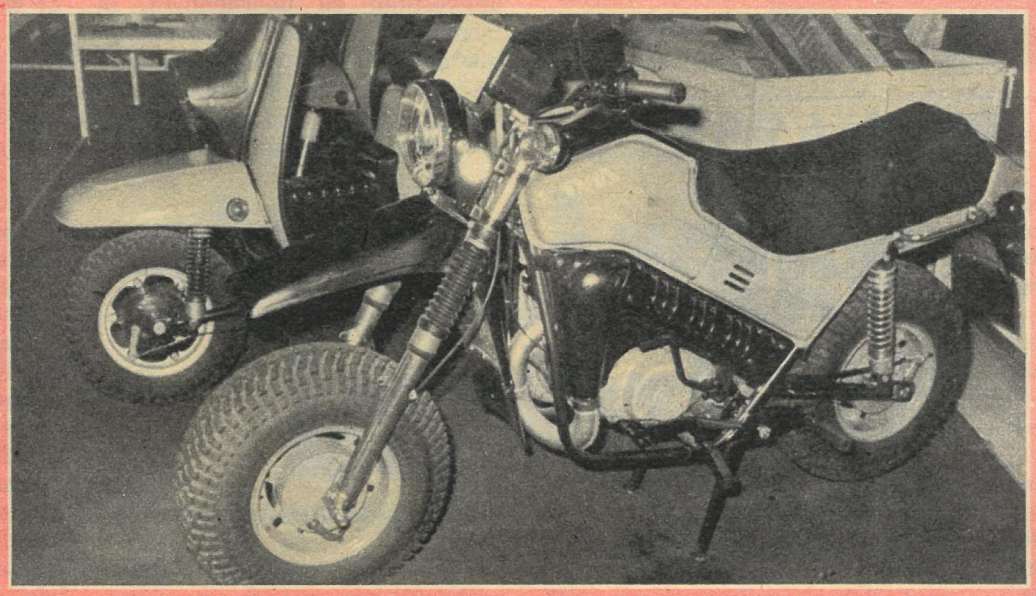
Friedensfahrer Aavo Pikkuus blieb dem Temposport treu. Allerdings sattelte er auf vierrädrige LADA-Rallyewagen um. 1986 wurde Pikkuus bereits für das UdSSR-Nationalteam nominiert. Seinen ersten internationalen Start bei der Rallye „Sojus '86" beendete er mit einem sechsten Platz.



Feuerstühle

Die Konterfeis dieser neuesten sowjetischen Zweiräder lassen gewiß die Herzen vieler Fans schneller schlagen. Zu besichtigen sind die Originale auf der Ausstellung der sowjetischen Volkswirtschaft in Moskau. Links das Mini-Mokick RMS-2.130. Mit seinem 1,32 kW/1,8 PS-Motor von 49,8 cm³ und einem 100-km-Verbrauch von 2,1 l erreicht es eine Geschwindigkeit von 40 km/h. 1986 kamen davon über 200 000 Stück auf den sowjetischen Markt. Die 6.113 „Jupiter-5" (rechts) setzt eine erfolgreiche Serie fort. Der Zweizylinder-Zweitakter mit 347 cm³ Hubraum leistet 17,6kW/24 PS und verbraucht 5 Liter auf 100 Kilometer, das sind 5 bis 10 Prozent weniger gegenüber den Vorgängermodellen. Höchstgeschwindigkeit: 125 km/h. 5 mm dicke Bremsbeläge mit automatischer Verschleißnachstellung garantieren einen wartungfreien Betrieb von 40 000 km. Dieses Geländekrad mit neuen leistungsfähigeren Federstoßdämpfern besitzt Gebläse-Luftkühlung. Das für schwerstes Gelände konzipierte Krad TULA „Sch P Sch" (links) hat folgende Kenndaten: Einzylinder-Zweitakter mit 200 cm³; 9,2 kW/12,5 PS. Verbrauch: 4 l/100 km, Spitze: 90 km/h. 1986 wurde eine Stückzahl von 5000 an den sowjetischen Binnenhandel ausgeliefert. *W. H.*





Fotos: Detlef Christel (4), Volkmar Billeb (3), Lutz Machow, Siegfried H. Karbaum, APN-Abramotschkin
Redaktion: Klaus Hurrelmann

8,5 Prozent. Die Laufruhe des Motors macht den PAS zu einem der geräuschärmsten KOM. Die Grenznutzungsdauer des konstruktiv veränderten Antriebs verlängerte sich um 25 Prozent, die Zahl der Schmierstellen an Trieb- und Fahrwerk sank um 20 Prozent. Die Starrachsen hängen an Längsblattfedern, der Radstand beträgt 3600 mm. Das Fahrzeug besitzt Servolenkung, die hydraulische Mehrkreisbremsanlage hat Druckluftvorspann. Eine Tankfüllung (105 l) reicht bei einem Schnitt von 60 km/h für etwa 450 km. Weitere Fahrleistungen: Höchstgeschwindigkeit 80 km/h, Steigvermögen 20 Prozent. Der PAS wird in 12 Varianten produziert.

SHK

Macht Autobahnanfahrten zu Glückskleeblättern!

An der Minsker Chaussee bei Moskau

Aus der Serie „Lehren des Lebens“ von „Sowjetski Sport“ und aus anderen Beiträgen veröffentlicht FREIE WELT Erinnerungen ehemaliger sowjetischer Sportberühmtheiten.

HEUTE: LJUDMILA BRAGINA

Jeder Lauf ein Weltrekord

Mit dem Namen Ljudmila Bragina verbinden sich zwei bis heute unvergessene Höhepunkte der internationalen Leichtathletik. Zu den Olympischen Spielen 1972 in München hatte die damals 29jährige Lehrerin aus Krasnodar einen 1500-m-Weltrekord mitgebracht, den sie dann dort sage und schreibe innerhalb von nur sechs Tagen (im Vor-, Zwischen- und Endlauf) dreimal verbesserte. Ein ähnliches Meisterstück gelang ihr vier Jahre später in College Park (USA), als sie den 3000-m-Weltrekord der Norwegerin Grete Waitz gleich um mehr als achtzehn Sekunden unterbot. Mit ihren 8:27,12 Minuten vor einem Jahrzehnt hält sie noch immer den vierten Platz der ewigen Weltbestenliste besetzt. Nach Pädagogischer Fachschule, dem, wie sie sagt, Traumberuf einer Kindergärtnerin und dem Besuch des Pädagogischen Instituts absolvierte Ljudmila Bragina auch noch die Trainerhochschule: „Nun wage ich die ersten Schritte auf dem dornenreichen Pfad einer Trainerin.“ Ihre immergrüne Popularität genießt sie nicht allein sportlicher Erfolge wegen. Auch als Mitglied des Komitees „Sowjetische Sportler für den Frieden“ ist sie weit über die Grenzen der UdSSR hinaus eine geachtete Persönlichkeit.

Redaktion: Hans-Richard Vollbrecht. Fotos: Werner Schulze

Wer bleibt schon von Aufregung, innerer Spannung verschont, wenn er sich etwas Besonderes vornimmt und dabei zuallererst vor sich selbst etwas beweisen muß! Ich habe darin nie eine Ausnahme gemacht, schon gar nicht, da ich mir vorstellte: In den nächsten Augenblicken hast du die Chance, Olympiasiegerin zu werden oder einen Weltrekord zu laufen. Genauso geht es mir heute, wenn ich hinter einem Rednerpult stehe und meinen Zuhörern nicht etwas über Rekorde und Medaillen erzähle, sondern über das Leben auf unserer Erde und die Gefahren spreche, die es heute noch bedrohen.

Ein Teil meiner Aufgabe als Mitglied im Komitee „Sowjetische Sportler für den Frieden“. Aber bei allem Stolz auf diese Mission, ich würde es bestimmt auch so tun. Aus Pflichtgefühl gegenüber meinem Vater, dem Sowjetsoldaten, der ein Jahr vor Kriegsende an der Front fiel und eine vierköpfige Familie hinterließ. Überhaupt aus Pflichtgefühl vor den Millionen sowjetischer Menschen, die unser Heute nicht mehr erleben konnten, und auch vor der heranwachsenden Generation, die nie die Erfahrung machen soll, wie schrecklich das ist mit dem Krieg.

Damals, ein Jahr alt, habe ich meinen Vater bewußt nie vor mir gesehen. Was blieb, waren die Tränen, wenn wir an ihn dachten, Mutter von ihm erzählte und sagte: „Wenn nur kein Krieg gewesen wäre...“ Ich weiß noch, wie ich, soeben schulpflichtig geworden, sie zu trösten versuchte und ihr antwortete: „Sei nicht traurig, Mutti, das war der letzte.“

Es war nicht einfach, mit unserem vaterlosen Familienleben zu viert zurechtzukommen. Doch als unverbesserliche Optimisten haben wir uns durch die komplizierten Nachkriegsjahre gekämpft und aus unserem Leben das Beste gemacht. Wie viele andere, die in jener Zeit geboren wurden, bevor der letzte Schuß fiel, mußte ich schon als Sechsjährige den Erwachsenen bei der Arbeit unter die Arme greifen. Und mit der Gewißheit, daß die größten Schwierigkeiten bald ein Ende haben würden, ging die Gewohnheit einher, mich in jeder Lebenssituation zurechtzufinden, Verantwortung zu übernehmen, in niemandes Schuld zu stehen, immer auch für den anderen dazusein und die Fähigkeit zu entwickeln, etwas Begonnenes zu Ende zu führen. Dies alles lernte ich, und es kam mir in meinen Reifejahren zugute.

Ich habe früh begonnen, darüber nachzudenken, was ich einmal mache, wenn ich groß bin. Schon in der Schule stand für mich fest: Ich werde Pädagoge. Ich träumte davon, als Erzieherin im Kindergarten zu arbeiten, wo mir das Leben immer wie im Märchen vorkam, denn ich hatte nie Gelegenheit, einen Kindergarten zu besuchen. So war ich sehr glücklich, als ich an der Pädagogischen Fachschule meine Aufnahmeprüfung bestand. Das Studieren fiel mir schwer. Doch genau wissend, was es heißt, sich zu überwinden, las ich in den Lehrbüchern, bis mir die Augen weh taten. Der Fachschule folgte meine schönste Zeit: Ich arbeitete in einem Kindergarten. Aber das war noch nicht alles: Ich wurde Absolvent des Pädagogischen Instituts, wurde Lehrerin, und danach studierte ich noch an der Trainerhochschule. Drei Berufe – und die passen sehr gut zusammen.

★

Natürlich wollte ich schon als Kind ebenfalls Sportlerin werden. Doch man prophezeite mir wenig Erfolg, und niemand wollte mich zuerst in eine Sportsektion aufnehmen. Ich war ja auch etwas dünn und schwach, dafür aber strörrisch und hartnäckig. Ich wollte laufen, doch der Trainer an der Pädagogischen Fachschule meinte, mit der Springerei würde es besser klappen. So wurde ich Hochspringerin, doch mehr als 1,45 Meter schaffte ich nicht. Bis ich plötzlich als Aushilfskraft für einen 800-m-Lauf aufgeboten wurde, eine recht passable Zeit erreichte und zu meiner großen Freude in eine Läufergruppe kam. Endlich – ich war derart begeistert, daß mir das harte Training von Mal zu Mal leichter fiel.

In jener Zeit wurde ich oft von Erkältungen geplagt. Die Ärzte schlugen mir einen Klimawechsel vor. So kam ich von Swerdlowsk nach Krasnodar, meldete dort umgehend meine sportlichen Interessen an und geriet unter die Fittiche eines Mannes, der mich fortan auf meinem Weg zum Olympiasieg und zu Weltrekorden begleitete. Ich weiß nicht, ob ich im Sport jemals so viel erreicht hätte, wenn dieser Viktor Kasanzew nicht gewesen wäre.

Er war mir ein echter Freund und wohl der einzige, der schon zu Anfang an mein läuferisches Talent glaubte und mit seiner entwaffnenden Überzeugungskraft auch andere dazu bewog, an mich zu glauben. Als ich bei ihm zu trainieren begann, spürte ich von Tag zu Tag, daß ich stärker wurde, mehr aushalten konnte und sich auch meine Leidenschaft weiterentwickelte. Dennoch kam es immer wieder vor, daß mich Erkältungen zurückwarfen, ich verzagt war und alles hinschmeißen wollte. Doch wenn Kasanzew mit mir sprach, ruhig, zuversichtlich und überzeugend, schien mir alles auf einmal nicht mehr so tragisch zu sein. Er war wie ein Leuchtturm.

Ich hatte überhaupt Glück im Leben, gute und kluge Menschen zu treffen. Dankbar erinnere ich mich an Jelena Patrina, meine Lehrerin an der Pädagogischen Fachschule in Swerdlowsk. Eine hochgebildete, vielseitig interessierte Frau. Mit ihr konnte man über alles sprechen. Wir diskutierten über neue Filme, Theaterstücke und stritten über das, was wir gelesen hatten. Frau Patrina verbreitete immer Optimismus und steckte uns mit ihrer Fröhlichkeit an. Bei ihr machte auch das Lernen Riesenspaß.

★

Das Olympische Jahr 1972. Damit verbanden sich für mich, die ich inzwischen neunundzwanzig Jahre alt war und ein ganzes Jahrzehnt für einen Start bei Olympia hart trainiert hatte, große Hoffnungen. Aber es wollte nicht so recht laufen. Ich verlor ein Rennen nach dem anderen, und die Auswahltrainer zweifelten schon an der Berechtigung meiner Nominierung für die sowjetische Mannschaft. Obwohl diese Ungewißheit keine zusätzlichen Kräfte freisetzte, schwor ich

mir, allen Zweiflern zu beweisen, daß meine jahrelangen Träume nicht umsonst waren.

Da es, ganz nach meinem Geschmack, ein heißer Sommer wurde, hangelte ich mich allmählich aus der Krise heraus und zeigte Flagge: In Moskau wurde ich 1500-m-Landesmeisterin – und das mit Weltrekord! Der erste in meiner Laufbahn. Der Jubel war kurz und verhalten, denn Olympia stand vor der Tür, und ich wußte, daß der soeben erreichte Rekord für einen Olympiasieg kaum ausreichen würde.

Die Tage von München sind eine meiner unauslöschlichen Erinnerungen. Ich lief im Vorlauf Weltrekord, im Halbfinale erneut, und das war notwendig um zu gewinnen, denn an diesem Tag verbesserten 35 Läuferinnen die Landesrekorde! Wenn ich bislang immer die Initiative übernommen hatte, so änderte ich im Finale am 8. September meine Taktik, was für meine Gegnerinnen völlig unerwartet kam. Zwei Runden lief ich am Schluß des Feldes, dann trat ich plötzlich an – und gewann wieder mit Weltrekord. Spätestens an dieser Stelle muß gesagt werden, daß damals in München die ewige Weltbestenliste völlig auf den Kopf gestellt wurde. Unter den 15 schnellsten 1500-m-Läuferinnen der Welt befand sich mit Regine Kleinau (DDR) nur mehr eine, die ihre Zeit nicht in München lief! Ich lag nun an erster Stelle vor den Mitfinalistinnen Hoffmeister (DDR), Cacchi-Pigni (Italien), der Europameisterin Burneleit (DDR), Carey (Großbritannien), Keizer (Niederlande), meiner Landsmännin Pangelowa und Tittel (BRD). Das war wie ein Erdrutsch.

★

Natürlich wollte ich auch vier Jahre später in Montreal siegen, zumindest eine Medaille holen. Ich trainierte erneut verbissen, allen Verletzungen und einer Erkältung zum Trotz, die mich bei den Landesmeisterschaften in Kiew auf den sechsten Platz zurückwarf. Mich plagten Zweifel, und doch wollte ich unbedingt nach Montreal, weil ich mir sagte, als olympische Titelverteidigerin kein Recht zu haben, dort zu fehlen. Und allmählich festigte ich meine Form und lief im Trainingslager Podolsk so gut wie in meinen besten Zeiten.

Aber als es wieder um alles ging, hatte ich kein Glück. Einem sehr schweren Vorlauf folgte das schnellste Rennen des olympischen Halbfinales. Meine Kräfte ließen nach. Ich beklagte mich nicht, doch es war so, als ob Hindernisse extra für mich in den Weg gestellt worden waren. In einem für mich qualvollen Finale wurde ich dann Fünfte. Ein harter Schlag. Ich schämte mich, zumal alle Gegnerinnen mit Ausnahme von Tatjana Kasankina nicht stärker waren als ich. Ich machte mir Vorwürfe, da ich fürchtete, jetzt könnte man sagen: Die 33jährige Bragina hat im Sport nichts mehr zu bestellen.

Woran lag es wirklich? War es das harte Training, das ich mir in den Tagen zuvor auferlegte? Tat ich des Guten zuviel? Nichts und niemand konnte mich bremsen. Kasanzew war nicht da – er hätte es wohl erreicht, daß ich mich mäßige. So war ich unerhört in Rage geraten, schonte mich beim Training überhaupt nicht, übernahm mich. Und als es um die Medaillen ging, war ich vorn nicht mit dabei…

Der Schlußpunkt? Eine Woche später startete ich in College Park über 3000 m und verbesserte in diesem Lauf den bisherigen Weltrekord um 18,3 Sekunden. Danach gab es Stimmen, die 8:27,12 Minuten seien der beste Rekord des Jahres. Worauf ich antwortete, diese noch junge Strecke sei längst nicht ausgeschöpft: Würden die besten Läuferinnen der Welt aufeinandertreffen, wären Zeiten von 8:10 bis 8:15 Minuten durchaus möglich.

Ich freute mich damals sehr. Denn nach dem unerreichten Ziel in Montreal hatte ich mir zum Trost gesagt, daß mit jedem Morgen ein neuer Tag beginnt. Doch auch der neue Weltrekord war kein Ersatz für die vergebene olympische Medaille, für die ich so viel trainiert hatte. Beim Lauf in College Park gingen wir davon aus, Raissa Katjukowa sei eigentlich die erste Anwärterin für einen Rekord. Ich wollte ihr dabei auch nicht im Wege stehen. Nach 2:45 Minuten waren wir beide zu den 1000 Metern, nach 5:40 zur 2000-Meter-Marke gekommen. Als ich diese Zwischenzeiten hörte, zögerte ich einen Moment, dann packte es mich – mit mir gingen die Pferde durch. Als ich antrat, konnte Raissa nicht mehr folgen. Sie blieb zwar ebenfalls unterm alten Weltrekord – ich aber lief eine Zeit, mit der ich wieder in die Schlagzeilen geriet!

Ich werde oft gefragt, wann ich eigentlich begann, mich auf den Weg zu machen, um Olympiasiegerin zu werden, was mir erst mit neunundzwanzig Jahren gelang. Dann antworte ich: Viel früher, als ich begann, ernsthaft Sport zu treiben! Und was ich von jungen Sportlern halte. Sehr viel, sage ich. Nur sollten sie mit beiden Beinen auf dem Boden bleiben und sich nicht zu sehr mit ihren ersten Erfolgen brüsten. Aus denen wird erfahrungsgemäß nichts…

ENDE

Eine Beitragsfolge von Jürgen Jessel 6

MAKLER-GESCH

Aus einem Revolver, der, wie man so sagt, um die Ecke schießt, feuert der 21jährige Klempnergeselle Max Hödel am 11. Mai 1878 drei Schüsse auf den deutschen Kaiser Wilhelm I., der über die Straße Unter den Linden von einer Spazierfahrt im Tiergarten zurückkehrt. Hödel schießt dreimal vorbei und wird verhaftet. Die Polizisten ermitteln, daß er mal sozialdemokratische Zeitungen ausgetragen hat.

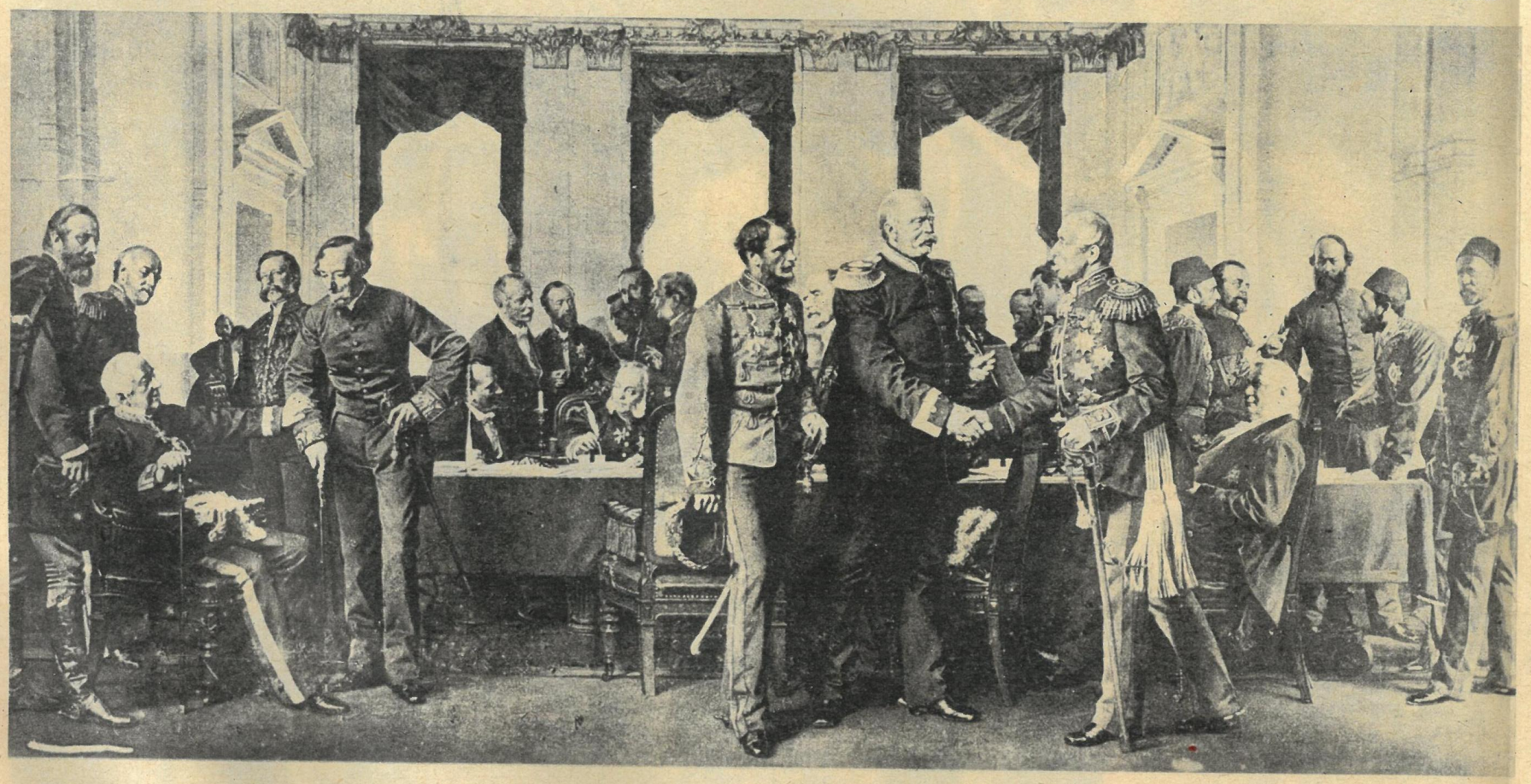
Das ist Bismarcks Stichwort. Zehn Jahre später hat er in seiner letzten außenpolitischen Rede vor dem Reichstag jenen tönenden Satz geprägt, der zum geflügelten Wort deutscher Stammtische werden sollte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." Tatsächlich fürchtete Bismarck außer Gott noch zweierlei: die Arbeiterbewegung und den Zweifrontenkrieg. Nur neun Tage nach dem Attentat präsentiert der Kanzler dem Reichstag ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, das in der Abstimmung allerdings durchfällt. Hödel wird hingerichtet. Bismarck wendet sich wieder den laufenden Geschäften zu, nämlich der bevorstehenden Berliner Konferenz.

Europa blickt in diesem Frühsommer 1878 auf Berlin, aber nicht Hödels wegen. Dessen dilettantisches Attentat bleibt Episode am Rande. Es geht, zumindest vordergründig, um den Balkan.

Aufstände in Bosnien, Herzegowina und Bulgarien haben die türkische Herrschaft erschüttert. Das Osmanische Reich ist reif für den Zerfall. Der Balkan steht in Flammen, und das Feuer könnte leicht auf ganz Europa übergreifen. Denn die Großmächte haben, was den Balkan angeht, schwer zu vereinbarende Ansichten und Absichten. Österreich-Ungarn, schon jetzt ein Vielvölkerstaat, würde sich gern bereichern, fürchtet aber auch den Freiheitswillen der unterdrückten Völker. England liebäugelt mit der Erhaltung des geschwächten türkischen Reiches: Bosporus und Dardanellen in russischer Hand, wähnt London seine Vorherrschaft im Mittelmeer gefährdet. Rußland sieht sich schon als Beherrscher der Meerengen und schwenkt die Fahne des Panslawismus über dem Balkan, betreibt also die Bildung kleiner Staaten, die nach seiner Pfeife tanzen. Mit einem Wort, der Zar will den Sultan beerben.

Bismarck entdeckt auf dem Balkan nichts, das „die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre". Aber er macht sich mit Recht Sorgen um das Drei-Kaiser-Bündnis, das Alexander II., Franz Joseph und Wilhelm I. 1873 geschlossen haben, und vermeidet jede einseitige Parteinahme für Rußland oder Österreich.

Rußland erklärt der Türkei den Krieg, siegt auch nach anfänglichen Schwierigkeiten und diktiert im Frühjahr 1878 den Frieden von San Stefano: volle Unabhängigkeit für Serbien, Montenegro und Rumänien, zwischen Donau und Ägäischem Meer, selbstverständlich unter russischem Einfluß, ein starkes Bulgarien. Widerspruch aus London und Wien, eine englische Flotte kreuzt im Marmarameer, Krieg droht. Die Gefahr abwenden, den Wirrwarr ordnen soll die Berli-



HÄFTE

Die russische Gesandtschaft
Unter den Linden

ner Konferenz. Bismarck führt den Vorsitz und verkündet, er wolle sich „auf die Rolle eines ehrlichen Maklers“ beschränken. „Einen wirklich ehrlichen Makler“, sagt Herr von Bleichröder, „gibt es nicht.“ Bleichröder muß es wissen, er ist Bankier, Bismarcks Bankier.

Mitten in die Verhandlungen knallen Unter den Linden die nächsten Schüsse. Nur sechs Wochen nach Hödels Attentat schießt ein gewisser Dr. Nobiling aus einer Doppelflinte auf den Kaiser, und zwar mit Schrot, was den alten Herrn bitter kränkt – er fühlt sich „wie niederes Wild“ behandelt. Der Kaiser blutet aus dreißig Wunden an Kopf, Hals und Armen, kommt aber wieder auf die Beine. Nobiling schießt sich selbst in den Kopf, natürlich kein Schrot, sondern eine Revolverkugel, zielt aber schlecht und stirbt zehn Wochen langsam dahin. Dem Untersuchungsrichter sagt er, er habe nicht aus dem Leben gehen wollen, ohne einen der Großen dieser Welt mitzunehmen. Mit Hödel hat er nichts gemeinsam. Und selbstverständlich hat die Sozialdemokratie mit ihm so wenig zu tun wie mit Hödel.

Das schert Bismarck wenig. Die Nachricht vom Attentat erreicht ihn auf einem Spaziergang. Er stößt seinen Stock in die Erde und sagt: „Dann lösen wir den Reichstag auf!“ Später auf dem Heimweg erkundigt er sich nach dem Befinden des verwundeten Herrschers. Tatsächlich bringt er mit einer neuen Reichstagsmehrheit das Sozialistengesetz durch, das im Oktober 1878 in Kraft tritt.

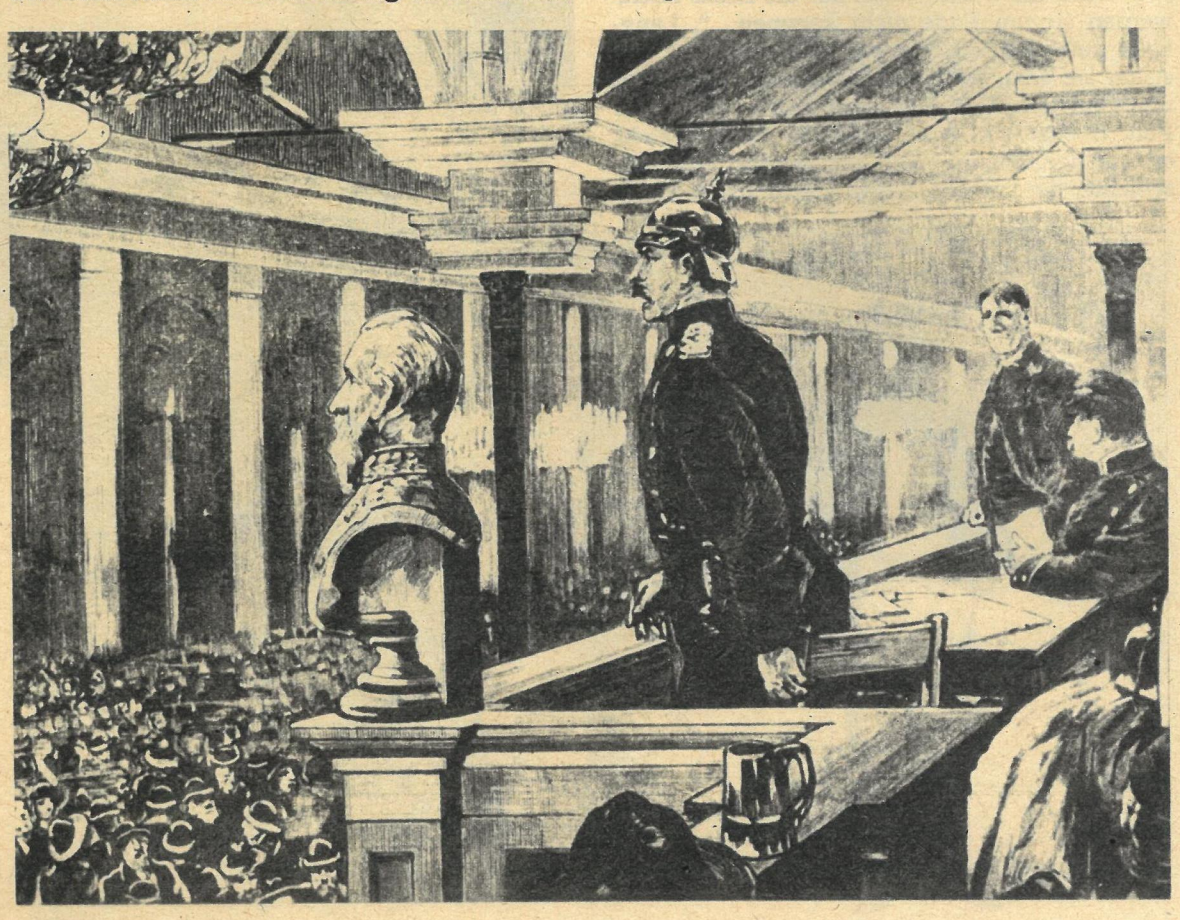
Was die Arbeiterbewegung angeht, ist Bismarck nach Nobilings Schrotsalve zuversichtlich. Kopfschmerzen macht ihm das Gespenst des Zweifrontenkrieges. Frankreich ist seit 1871 der unversöhnliche „Erbfeind“. Und wer, wenn nicht Rußland, wäre Frankreichs idealer Bündnispartner gegen das Deutsche Reich?

Auf der Berliner Konferenz sitzen sie alle an einem Tisch: Rußland, Österreich-Ungarn, England, Frankreich, Deutschland, Italien, die Türkei. Die Balkanstaaten, das versteht sich nachgerade von selbst, zählen nicht zu den vollberechtigten Kongreßmitgliedern. Die Konferenz streitet, feilscht, intrigiert. Zwanzig Vollsitzungen, Gespräche unter vier oder sechs Augen. Es kommt zu Krisen. Bismarck ist, so Friedrich Engels, ganz gewiß „ein Mann von großem politischem Verstand und großer Schlauheit, ein geborener und geriebener Geschäftsmann“. Aber hier den „Makler“ zu spielen, ist ein kompliziertes Geschäft.

Es war ein russischer Diplomat, Graf Schuwalow, der Bismarck einmal ins Gesicht gesagt hat: „Vous avez le cauchemar des coalitions“ – Sie leiden unter dem Alptraum der Koalitionen. Und Bismarck erwiderte: „Nécessairement“ – notwendigerweise, unvermeidlich, wie die Dinge nun einmal liegen. Aber eben das war die Frage, ob die Dinge so liegen mußten, wie sie lagen. Denn es war ja nicht allein die geographische Lage, die das deutsche Kaiserreich mit dem Zweifrontenkrieg bedrohte, sondern vor allem der Sündenfall Elsaß-Lothringen. Marx hat es nach dem Krieg von 70/71 vorausgesagt: „Die Annexion von Elsaß und Lothringen macht Rußland zum Schiedsrichter Europas.“

Am Ende der Berliner Konferenz lautes Glockengeläut, das alles Säbelrasseln übertönt. Im Grunde ist nicht mehr geschehen als einige Umverteilung von Besitz. Bulgarien wird zugunsten der Türkei wieder verkleinert und muß dem Sultan Tribut zahlen. Bosporus und Dardanellen bleiben für alle Kriegsschiffe geschlossen. Der Zar ist enttäuscht und verärgert, und wer scharfe Augen hat, kann wohl schon jetzt sehen, was eines Tages kommen wird.

Bismarck wollte dem Land, wie er sagte, nicht die Pflicht auferlegen, „für die Zukunft von Bagdad mit Rußland Krieg zu führen“. Das nach dem Goldregen der französischen Kriegskontributionen von 1871 ins Kraut geschossene deutsche Kapital hat bereits ein Auge nicht nur auf Bagdad geworfen und wird bald entschlossen sein, um dieses „Bagdad“ nicht allein gegen Rußland Krieg zu führen.



Bismarck (links in der Bildmitte) im Händedruck mit dem türkischen Marschall auf dem europäischen Kongreß in Berlin.
Bild rechts: Auflösung einer Arbeiterversammlung auf Grund des Sozialistengesetzes.

Fotos: Archiv

Ein Theaterstück entsteht

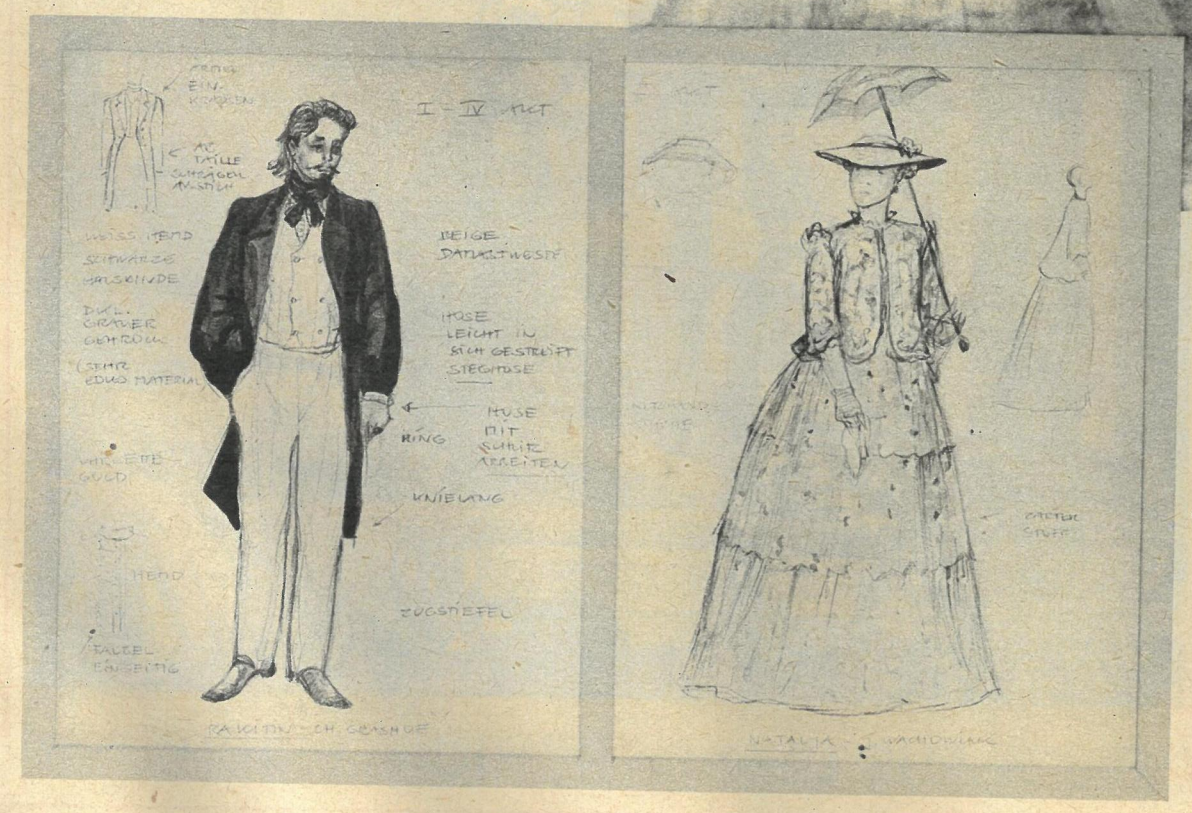
Jutta Wachowiak: Natalja, Christian Grashof: Rakitin, Inge Keller: Anna Islajewa, Michael Gwisdek: Islajew, Jörg Gudzuhn: Spiegielski, Jan Liefers: Beljajew, Ulrike Krumbiegel: Vera, Gudrun Ritter: Lisaweta, Hans Teuscher: Bolschinzow, Johanna Schall: Katja, Harry Pietzsch: Matwej, Peter Dommisch: Schaaf spielen

„Ein Monat auf dem Lande"

Ein Tag auf der Probe

Wenn die Wachowiak mit ihrem Rüschenschirm herumfuchtelt und dem Grashof übermütig in den Bauch piekt, hat's noch nicht angefangen, Einstimmung. Nur angedeutet die Kostüme, Kulissen, Requisiten. Der Regisseur bittet um hellstes Sonnenlicht, weil auf der Bühne Sommer sein soll, indessen die Souffleuse die Pelzjacke nicht auszieht, weil es zieht. „Werkstatt in rotem Plüsch", am Deutschen Theater inszeniert Thomas Langhoff Turgenjews berühmteste Komödie. Was Stanislawski, sein genialer russischer Kollege, anfangs des Jahrhunderts nicht gewagt hatte, denn, so schrieb er an Max Reinhardt, für deutsches Publikum wäre sie zu langweilig. „Um Himmels willen, wenn das die Leute lesen, werden sie am Ende nicht kommen...", Langhoffs gute Laune steckt an, lachen lockert, das sollen sie sein, jetzt die Liebesszene mit Jutta und Christian! Den Regisseur hält es selten am Pult, er sitzt scheint's überall im Parkett, steht oft auf der Bühne, spielt vor, erzählt eine Geschichte, die auf den Punkt konzentriert, korri-

Bitte die Liebesszene – Regisseur Thomas Langhoff arbeitet mit Jutta Wachowiak und Christian Grashof



Die zweite Haut – Kostüme für Natalja und Rakitin – entworfen von Ursula Wolf

giert und präzisiert. Doch trotz allen Temperaments spricht er leise, möchte überzeugen, nur keine Hektik. Laß dir Zeit, Hans, damit etwas entstehen kann – das war den Versuch wert, aber so hast du's noch schwerer, Ulrike – Jan, ich bin für irre Gedankengänge, aber sie müssen stimmen. Vorschläge der Schauspieler werden geprüft, sein Stil, dabei keinen Unterschied zu machen zwischen den Jungen und den schon Erfahrenen. Langhoff braucht ein Ensemble, die Möglichkeit, mit Schauspielern Geschichten zu erzählen, von denen er hofft, daß sie die Leute in-

teressieren und anregen... „Ein Monat auf dem Lande", die Hauptrolle hat er mit Jutta Wachowiak besetzt. Sein Lieblingsstar seit sie in seinem Fontane-Film „Stine" die berlinische Pauline, in „Befragung" die Anna O. und Rosi in „Guten Morgen, Du Schöne" war? Lächelnde Verneinung, vertraut ihr einfach. Die Rolle der Natalja sei eine große Herausforderung, was die Wachowiak alles kann, wisse jeder, aber was sie noch alles kann ... ein gewaltiger Anreiz für ganz neue Möglichkeiten.

Sie ist jung und schön und von Adel und müßig, die Gutsgeschäfte ihres Mannes interessieren sie nicht, mit dem Freund der Familie, Herrn Rakitin, hat sie ein Verhältnis, aber die Gefühle jederzeit im Griff. Die sittsame Fassade soll schließlich gewahrt sein in ihren Kreisen. In die bricht einer ein, frisch, unverbildet, aus armen Verhältnissen kommend, der neue Hauslehrer für ihren Sohn und die halbwüchsige Ziehtochter Vera. Natalja verliebt sich in den Studenten Beljajew, fast wäre sie sogar bereit, über den Schatten der Konventionen zu springen, doch ihre Willensschwäche und Selbstsucht zerstören am Ende beider Liebe.

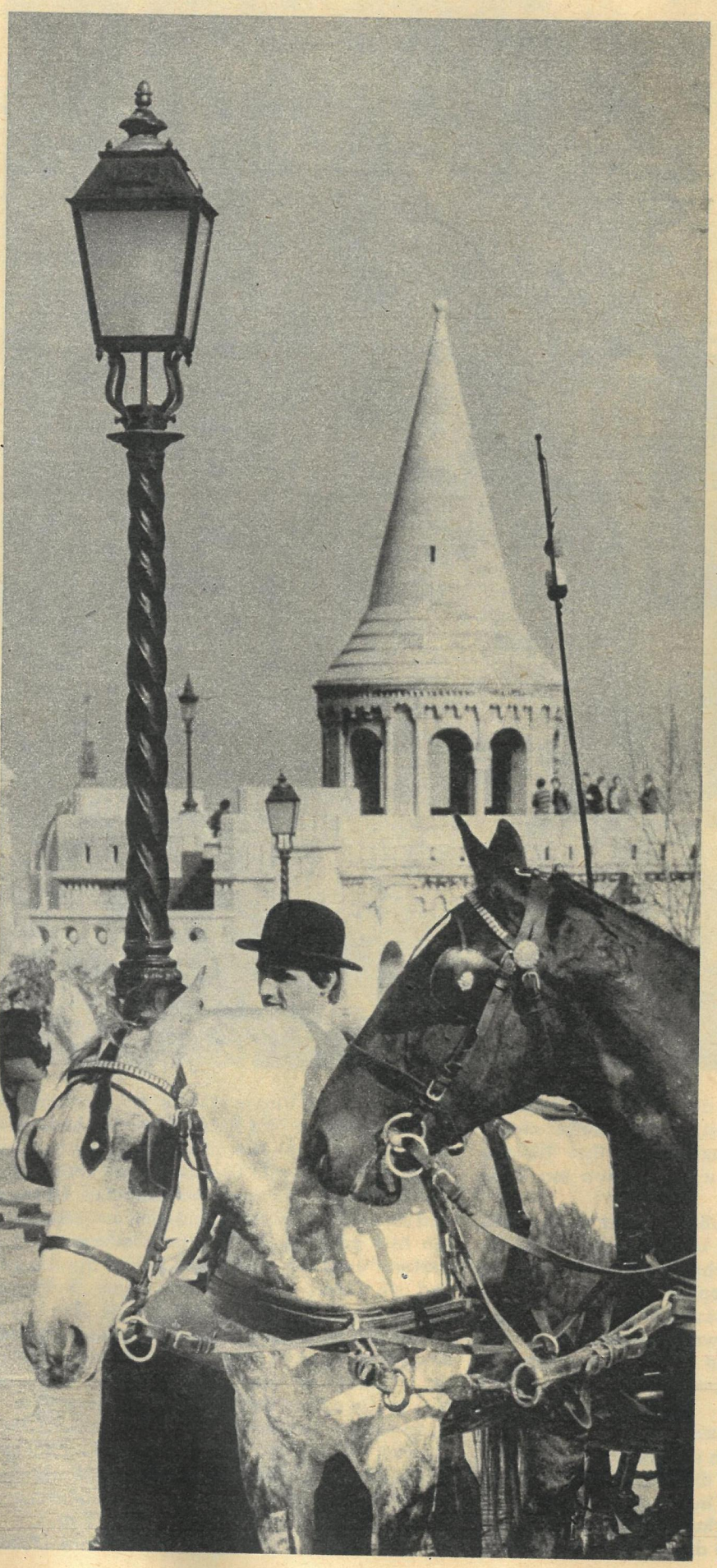
„Wie ich das spiele, weiß ich selber nicht, jeden Morgen bin ich wieder bei Null!" Jutta Wachowiak bekennt es zwischen zwei Auftritten, sie hat zehn Minuten Entspannung in der Garderobe, ihre Gedanken sind bei der Probe: „Ick muß trotzdem wissen, wat ick spiele" – es war um den richtigen Stand in einer Szene gegangen. Sie ist sehr selbstbewußt, zugleich kritisch gegen sich.

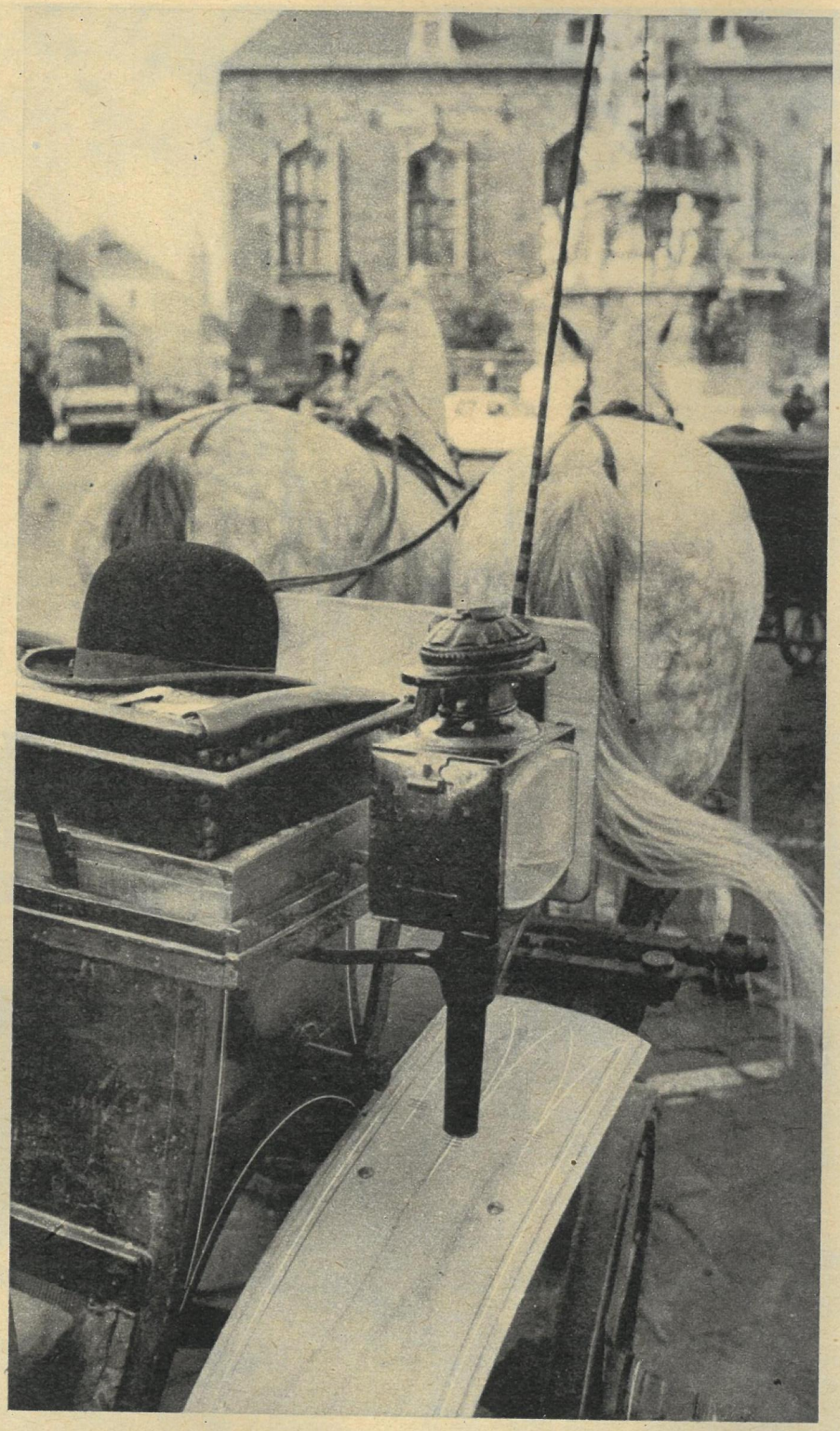
Als Langhoff kam, sie solle die Natalja spielen, hat sie das Buch gelesen und gefragt: wozu? Erst nach und nach sei ihr die Doppelbödigkeit der Dialoge klar geworden, in der sich hinter scheinbar alltäglichen Bemerkungen die eigentlichen Gedanken und Gefühle dieser Leute auf diesem Gut offenbaren. Und jetzt sei so ein Stadium, wo ihr der Alltag im Weg steht. Vergessen Ladenöffnungszeiten und Rewatextermine, nur noch Theater! Eine private Premiere. Zum ersten Mal am Deutschen Theater sind Christian Grashof und sie ein Paar, obwohl beide seit siebzehn Jahren hier arbeiten. Er war ihr vielbewunderter Partner einst in Karl-Marx-Stadt, Ferdinand, und sie Luise, und als diese hatte Wolfgang Heinz das vielversprechende Talent 1970 nach Berlin geholt. „Nun lernen wir uns neu kennen, das macht Spaß." Durch den Lautsprecher tönt die Stimme des Inspizienten: Bitte auf die Bühne! Da stürmt sie davon, schon Natalja!

Beschrieben, was die Besonderheit der Jutta Wachowiak ausmacht: der genaue, durchdachte Einsatz ihrer schauspielerischen Mittel, die Balance zwischen großem Gefühl und natürlicher Beherrschtheit.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)

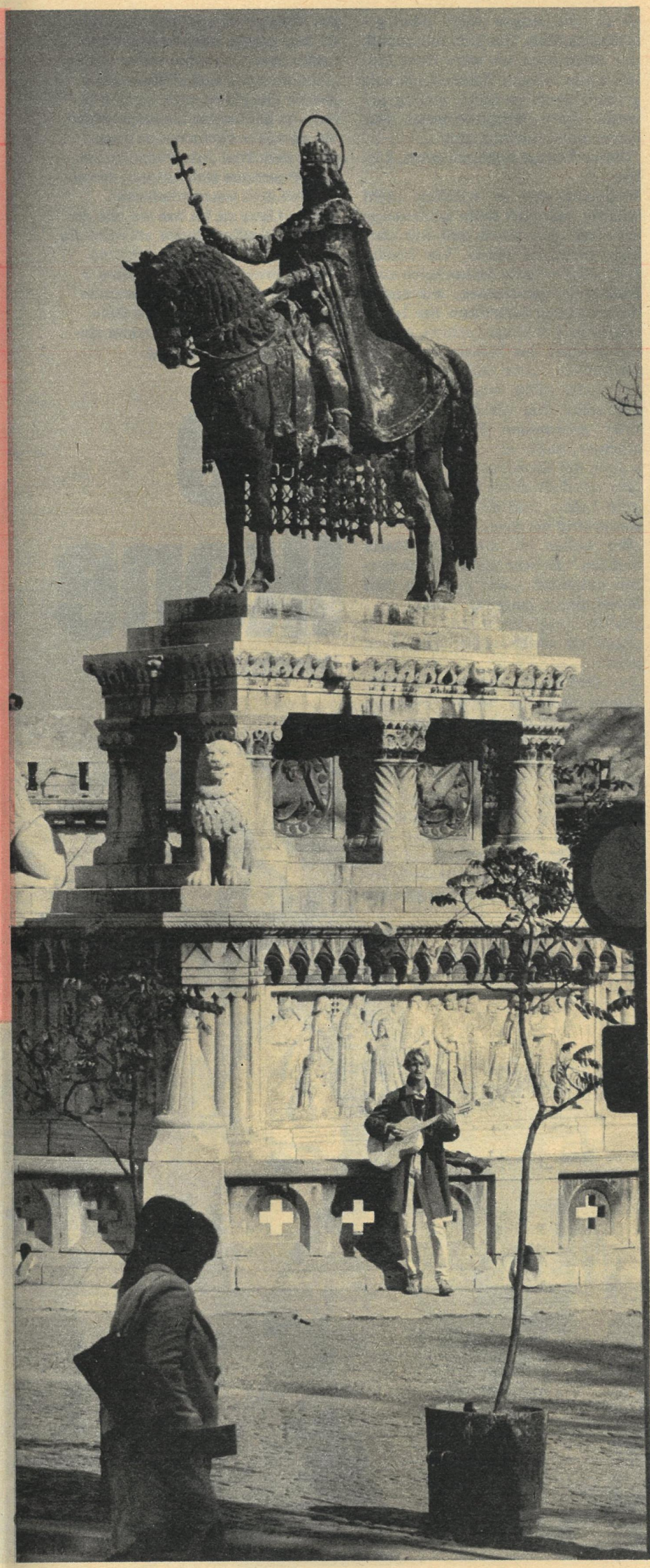
Im Trabe umgeschaut

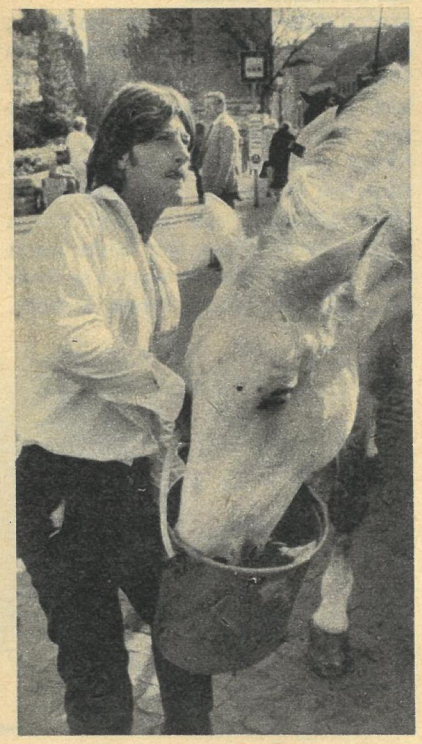




Selbst ein Tourist aus dem fernen Australien weiß: Ungarn riecht nach Pferd. Im Sattel kamen vor tausend Jahren die Vorväter der Magyaren ins gelobte pannonische Land; man glaubt das Stampfen bronzener Hufe zu vernehmen von der Denkmalsgruppe grimmig-streitbarer Árpáden am Heldenplatz. Hoch zu Roß thront der milde König Stephan über rechtsufrigem Donauhang – doch den König der Pferdeherden, den Csikós mit der kunstvoll knallenden Peitsche, bekommt heute kaum einer zu sehen von den Budapester Kurzreiseteilnehmern... Was für ein Erlebnis einst, im Abendrot auf der Pußta zu stehen neben Brunnenarm und hölzernem Tränktrog. Ein Pünktchen zeigte sich am strichebenen Horizont, wuchs zum Punkt, zerfiel näherkommend in einen Pulk von Punkten. Und dann kam es herangejagt in vollstem Galopp – Pferdeleiber, flatternde Mähnen, angefeuert von gellenden Pfiffen: das Pußtaroß, gezogen aus unverwüstlichen Steppengäulen und edelstem Araberblut.

Wie ist der Fremde dankbar, wenn er anklangsweise erinnert wird an solche Romantik, wie gern zückt er dafür den Beutel. Sagten sich einige unternehmungslustige Hauptstädter und taten keine Fehlrechnung... Seitdem warten am Várhegy, dem Burgberg, die nostalgischsten Kutschen, die aus verstaubter Remise zu retten waren, auf Kundschaft, deren Kopfzahl möglichst durch sechs teilbar sein sollte (was bei sechs Passagierplätzen pro Wagen die volle Auslastung der Gefährte beschert). Amtliche Genehmigung wurde erteilt für eine Route rund um das gesamte Burgviertel, natürlich unter Aussparung der Palasthöfe; Kenntnis der Verkehrsvorschriften und absolute Nüchternheit der Lenker ist – diskret überwachte – Vorausset-





zung. So rollt man dahin in flottem Trab, gewiegt von knarrendem Leder, in den Nüs... der Nase eine Prise schweißigen Pferdegeruchs, aus den Polstern der Fiaker hochmütig herabschauend auf gewöhnliche Buda-Bummler. Alles könnte gut und schön sein, wenn da nicht ein Problem noch seiner Lösung harrte: Wer ist verpflichtet, sie zu beseitigen – jene goldbraunen, duftenden Äpfel, die bei jeder Fuhre reichlich abfallen auf das ansonsten saubere, gepflegte Pflaster? Alle Hoffnung ruht jetzt auf den Hausgartenbesitzern der Burgseite, die sich an den kostenlosen Bezug des vegetationsfreundlichen Stoffes erst gewöhnen müssen.

Hans Frosch (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)

Der Verlag Volk und Welt vereint im 40. Jahr seines Bestehens für die zahlreichen Liebhaber seiner Serien „Erkundungen“ und „Erlesenes“ – und für die, die es noch werden wollen – 40 der besten Liebesgeschichten daraus in einem neuen Band. Unter dem Titel „Wie Porzellan zerbricht“ wenden sich Autoren aus aller Welt dem unerschöpflichen Thema Liebe zu, für das sie, wie der Bulgare Wladimir Sarew, oft nicht die glückliche Rezeptur bereithalten. Ratlos entläßt er uns mit einem Scherben-Puzzle. Die Herausgabe des Bandes besorgte Anne Gabrisch, die Übersetzung unserer Geschichte Barbara Sparing.

Die Ikone

Wladimir Sarew

Noch immer wurde „bitter“, „bitter“, „bitter“ gerufen. Ich ging ins Bad, um mir das Gesicht zu kühlen, ein kräftiger Mann hielt das Waschbecken umklammert. In der Küche war niemand, ich machte mir die Schläfen naß, gurgelte mit Odol. Die Brautleute taten mir leid, sie küßten sich vielleicht schon zum fünfzigstenmal an diesem Abend auf die Wangen, und die Hochzeitsgäste amüsierten sich.

Im Korridor traf ich auf Stefan und seine Frau. Es war mir ein bißchen peinlich, denn ich hatte unbemerkt verschwinden wollen. Der Bräutigam war zwar einer meiner besten Freunde, aber meine Anwesenheit war völlig überflüssig geworden. Vorsichtig zog ich den Mantel an, um die rote Nelke im Knopfloch nicht zu zerdrücken, und lauschte dem Lied, während ich den Schal knüpfte. In der Diele sangen sie „Lalala, tralala, zum Lieben und Küssen bin ich immer da“ – schrecklich mißtönend sangen sie.

„Du gehst auch?“ fragte Stefan, der sich kämmte und mich aufmerksam im Spiegel betrachtete, mein Gesicht war gerührt, und ich versuchte, es in mürrische Falten zu legen.

„Das Brautpaar tut mir leid“, antwortete ich.

„Ja, man wird sie noch ein Weilchen quälen, ich bin nicht mal dazu gekommen, meine Glückwünsche anzubringen.“ Er lächelte und fuhr hastig fort: „Und wir sind müde, nicht wahr, Maria?“

Sie nickte ihm sanft zu. „Na ja, wir sind ja auch seit heute morgen auf den Beinen. Ich habe der Braut beim Schminken geholfen, und Stefan mußte Chauffeur spielen, erst hat er Braten und Torten aus dem Restaurant geholt und dann einen Verwandten mit seiner Familie – aus Plewen!“

„So ist es“, bestätigte Stefan; der weiße Schal kleidete ihn gut. Er ist schon ziemlich grau, deshalb stehen ihm helle Farben, Maria weiß das. Er faßte mich um die Taille und sah mich an, als wäre ihm eben etwas eingefallen. „Wenn du willst, nehme ich dich mit.“ Er wollte unbedingt, daß ich zusagte, das spürte ich, offenbar war es wichtig.

„Gut“, sagte ich, „sehr nett von dir.“

Er rieb sich zufrieden die Hände, hastete die Treppe hinunter und redete dabei auf mich ein, ich konnte ihn kaum verstehen.

„Natürlich, mein Lieber, du wirst dich doch nicht in der Straßenbahn drängeln oder zu Fuß gehen…“

Maria faßte mich unter und zog vorsichtig die Tür ins Schloß, Stefan hatte die Treppenbeleuchtung nicht eingeschaltet, wir tasteten uns hinab. Sie schmiegte sich an mich, sie verstand es, liebenswürdig zu ihren Freunden zu sein, Vertrauen zu gewinnen. In Marias und Stefans Gesellschaft fühlte ich mich so ungezwungen wie zu Hause, und dafür war ich dankbar.

„In Wirklichkeit sind wir gegangen, weil ich es nicht mehr aushalten konnte, du verstehst doch?“ Ihre Stimme erinnerte im Ton an die weiße Farbe ihres Kleides. Sie ertastete Stufe um Stufe und hielt dabei den Kopf tiefer gesenkt als nötig. Ich mußte etwas antworten, sie wartete darauf.

„Siehst du, Maria, als mich Stefan vor eineinhalb Jahren bat, bei der Scheidung euer Zeuge zu sein, habe ich sofort eingewilligt. Ich kann nicht behaupten, daß es mir Spaß macht, aber ich bin dazu bereit, falls es nötig sein sollte.“

Stefan hatte die hintere Wagentür geöffnet, seine Hände vibrierten auf dem Lenkrad, der Motor lief auf hohen Touren. Im Auto roch es nach verbranntem Benzin und nach Marias Parfüm, es war irgendwie gemütlich. Auf der Hutablage hatten sie ein Maskottchen, einen kleinen gelben Löwen. Stefan legte den Gang ein, und wir fuhren langsam an, mit einer Hand gab er mir eine Zigarette, er lächelte, während er die Flamme des Feuerzeugs daranhielt. „Natürlich, warum sollst du dich in der Straßenbahn drängeln.“

„Liebling“, unterbrach ihn Maria, „er möchte noch auf einen Sprung mitkommen, er ist in meinen Kaffee verliebt, sagt er.“

„Ja“, bestätigte ich, wobei ich mit der Mähne des Stofflöwen spielte, „ich liebe Marias Kaffee und deinen Kognak. Ihr seid so großartige Gastgeber, außerdem ist es noch früh, ich habe keine Lust, schlafen zu gehen, Maria streichelt meine Hand, also bin ich zu jeder Schandtat bereit.“

„Ich bin eifersüchtig“, sagte Stefan kaum hörbar, dann lachte er, „ich bin eifersüchtig und werde der Angelegenheit nachgehen.“

„Das ist dein gutes Recht“, sagte Maria laut, „niemand will es dir streitig machen, aber fahr bitte etwas vorsichtiger, sonst landen wir am nächsten Baum.“

Stefan fuhr wirklich wie ein Irrer, das Tempo wirkte auf ihn wie das Wort Flasche auf einen Alkoholiker. Er ließ sich davon hinreißen wie von einer Frau, er ist überhaupt ein schwacher Mensch. Ich schwieg, vielleicht erwartete Maria Unterstützung von mir, aber ich versuchte zu dösen, ich fühlte mich erschöpft, im Wagen war es so dunkel, daß man nicht sehen konnte, ob sie die Augen offen oder geschlossen hielt. Das kam mir zupaß, und überhaupt, ich wäre ihrer Einladung in diesem Zustand niemals gefolgt, wenn es nicht wichtig gewesen wäre. Möglicherweise war es gar nicht wichtig, aber…

„Dieses Tempo beflügelt mich, Liebes…“

Vielleicht war es wirklich nicht wichtig, aber ich hatte keineswegs erwartet, daß Maria mit mir darüber sprechen würde. Vor eineinhalb Jahren hatte Stefan mich zum Fischen mitgenommen, wir angelten an einem Seitenarm der Iskartalsperre. Die Sonne schien, es gab viel Fische, das Wasser war ganz schwer vor Sonne und Fischen, und ich wußte nicht, wie ich ihm danken sollte. Als wir die von seiner Frau gebratenen Koteletts frühstückten, sagte er: „Maria und ich wollen mit dir reden.“

„Du bist doch allein hier.“ Ich hatte gute Laune, und die Koteletts waren kräftig gesalzen.

„Wir wollen mit dir reden, Maria und ich.“ Er war nicht zum Scherzen aufgelegt. „Wir möchten dich bitten, unser Zeuge zu sein.“

„In Ordnung“, sagte ich.

„Aber du weißt nicht, worum es geht.“

„In Ordnung“, wiederholte ich, „Maria ist meine einzige Freundin, und du bist ein intelligenter und vernünftiger Mensch.“

„Wir lassen uns scheiden, es muß sein, so bald als möglich.“

Ich schwieg, plötzlich waren mir die Koteletts und der Fischgeruch an meinen Fingern zuwider. Ein Dutzend Enten schwamm auf dem Wasser, vom Wind geschaukelt, Segelbooten gleich, sie vergingen vor Wonne.

„Warum?“ fragte ich, und während

mir die Sinnlosigkeit meiner Frage bewußt wurde, zerschnitt er mit teuflischer Sorgfalt zwei marinierte rote Paprikaschoten.
„Vor einer Woche hat sie erklärt, sie könne mich nicht ertragen, nach jedem Zusammensein fühle sie sich leer und voller Ekel. Sie hat sicher sehr gelitten, die Ärmste, bloß warum hat sie mir das nicht eher gesagt, wir sind zehn Jahre verheiratet, warum ist sie nicht gleich nach der Hochzeit damit herausgekommen, wir sind doch intelligente Menschen? Sie wollte ein Kind, hat sie mir geantwortet, deshalb hat sie die Zähne zusammengebissen."
„Geht zum Arzt, dann werdet ihr vielleicht ein Kind haben, Stefan. So dürft ihr das nicht lassen."
„Und was das schlimmste ist, sie hat mich geliebt, und sie wollte ein Kind, sagt sie. Es ist einfach zu spät, sie liebt mich nicht mehr, und da kann man nichts machen. Wir haben uns einen angetrunken und bis spätnachts ganz normal miteinander geredet, sogar die Sachen haben wir aufgeteilt…"
„Heul nicht, Stefan, du bist kein Baby. Aber … als Zeugen kriegt ihr mich nicht."
„Ich bitte dich, du mußt…"
„Gut", sagte ich.
Maria sah aus dem Fenster, die Scheinwerfer der entgegenkommenden Wagen beleuchteten ihren Hals und ihr Gesicht. Sie kam mir etwas gealtert vor, ihr Haar war immer noch blond und dicht, und die Augen bewahrten den blauen Glanz … um die Augen hatte sie keine Fältchen, aber auf der Stirn und in den Mundwinkeln. Natürlich werde ich ihr das nie sagen.
„Ich nehme deine Einladung an, weil Maria immer verdammt nett zu mir war", sagte ich laut, damit mich beide hören konnten, er parkte schon den Wagen. „Maria hat alle Vorzüge einer Frau, und dafür muß ich euch dankbar sein."
Das Haus war neu, und wir fuhren mit dem Lift nach oben, viele Erinnerungen, gute Erinnerungen ließen mich in diesen ächzenden Aufzug steigen. Stefan schloß auf, und Maria ging in die Küche, um einen Imbiß und Kaffee zu machen. Er und ich gingen in die Diele, und ich streckte mich bequem auf einem rotgepolsterten Sofa aus. An den Wänden hingen Reproduktionen der Impressionisten, sie hatten eine reiche Sammlung, geschmackvoll zusammengestellt, sie hatten die farbigsten und optimistischsten ausgesucht und die dekorativsten aufgehängt. Unter ihnen hing auch eine Ikone aus dem 17. Jahrhundert, ein schönes und teures Stück, obendrein ein Original. Verglichen mit den anderen Bildern wirkte sie modern, im Vordergrund waren zwei zum Gebet gefaltete Hände von der Farbe alter Kerzen dargestellt und dahinter ein goldumflossener körperloser Engel, der ihnen wehrte – schön. Stefan nahm ein paar Flaschen mit bunten Etiketts aus der Bar.
„So hättest du eben nicht reden dürfen", sagte er leise, „wir leben seit über einem Jahr nicht mehr wie Mann und Frau."
„Ich möchte lieber Pliska, Stefan, das ist ein guter Kognak."
Wir schenkten ein und tranken aus den kleinen, in Schmiedeeisen gefaßten Gläsern. Stefan legte eine Beethovenplatte auf, ich glaube das Fünfte Konzert, und ich zog mir die Schuhe aus und hob die Füße auf den Stuhl gegenüber. Die Schuhe waren neu, aus hartem Leder, und drückten. Maria kam mit Biskuits, drei randvollen Gläsern Milch und dampfendem Kaffee herein.
„Eigentlich" – ihre Stimme klang ein bißchen ironisch – „war die Hochzeit nicht schlecht, die Braut hatte wirklich ein zauberhaftes Kleid an. Ich habe damals in meinem Absolventenkostüm geheiratet…"
„Ja, aber du sahst aus wie ein Engel", sagte Stefan nach einem großen Schluck Kognak. „Alle haben nur dich angeschaut, sogar er" – er wies mit dem kleinen Finger auf mich – „hat dir den Hof gemacht, wenn auch unbeholfen, obwohl er eine Menge getrunken hatte."
„Damals war ich jung und konnte was vertragen", warf ich ein, „aber eure Hochzeit war in Ordnung, wenig Leute, und ihr habt öffentlich erklärt, daß ihr euch liebt. Ich habe euch zwei Bratpfannen geschenkt."
„Es war eine prächtige kleine Hochzeit", bestätigte Stefan.
Maria stellte den Plattenspieler leiser, damit wir nicht so schreien mußten. „Wir haben so plötzlich geheiratet, um Zeit zu sparen." Mit der einen Hand balancierte sie die Kaffeetasse, mit der anderen strich sie über den roten Sesselbezug, die ganze Diele war in Rot gehalten. Mir war so elend wie schon lange nicht. Und dabei hatte ich beschlossen, daß dies ein schöner Tag werden sollte, ich hatte lange geschlafen, dann kalt geduscht und war gleich zur Hochzeitsfeier gegangen. Maria hatte Schatten um den Mund, und Stefan trank unmenschliche Mengen, am Tisch saßen sie neben mir, rührten aber das Essen nicht an, Stefan trank nur.
„Wir hatten uns so aneinander gewöhnt" – in ihrer Stimme war etwas Sprödes, das jeden Augenblick zu zerbrechen drohte –, „und eines Tages sagte Stefan, mit der Straßenbahn brauche ich eine Stunde bis zu euch, laß uns die Zeit sparen."
„Ich hatte damals wirklich keine Zeit, ich mußte arbeiten."
„Du hast mir überhaupt nicht richtig den Hof gemacht, du bist nicht mit mir ins Kino oder spazierengegangen, und geküßt haben wir uns in Haustoren. Damals warst du ein vielversprechender junger Mann, der seine Dissertation schrieb, um Assistent zu werden, und dabei sahst du aus wie ein siebzehnjähriger Bengel."
„Ja, und jetzt bin ich ein alter Mann ohne Perspektive."
„Auf der Hochzeit kam mir Maria vor wie ein Schmetterling, der mit den Flügeln schlägt", sagte ich. „Sie schwebte durch die Luft."
Sie unterbrach mich mit einer Handbewegung, schenkte mir Kognak ein, dann setzte sie sich zu Stefan und streichelte ihm den Kopf. Er wirkte sehr kräftig, und der Abendanzug schien ihm an den Schultern zu hängen.
„Keine Angst", sagte sie, „ich wollte dir nicht weh tun. Es ist auch nicht wichtig, aber mit der Zeit hatte ich einfach manchmal das Bedürfnis, allein zu sein. Schwer zu sagen, warum ich allein sein wollte, und ich kann mir selbst nicht erklären, weshalb ich nicht mit dir darüber gesprochen habe."
Stefan lächelte, und wir stießen miteinander an, dann abermals und kräftiger, so daß ich den Kognak verschüttete und wir beide lachen mußten. Er grinste hinter der vorgehaltenen Hand und wischte mir mit seinem weißen Taschentuch die Hose ab. Uns allen war verdammt elend zumute.
„Damals hast du gesagt, es wäre etwas anderes, er kann es bestätigen." Beide warteten auf eine Antwort von mir, aber ich hatte einen schweren Kopf und mochte keinen Kognak mehr trinken.
„Wir waren mal auf einem Ausflug, und da hat mir Stefan erklärt, daß ihr sexuell nicht harmoniert, vielleicht war das nicht ernst gemeint, wir waren zum Angeln gefahren…"
„Das ist schon wahr, aber sehr vereinfacht…"
„Laßt euch scheiden, Maria, er liebt dich auch nicht, wollt ihr nur aus Trägheit so weitermachen?"
„Es ist schwierig", sagte er, lehnte den Kopf an die Wand und versuchte seine Krawatte zu lockern, er schwitzte. „Der Mensch besteht nicht nur aus seinem eigenen Ich, das ist das Problem, er schließt auch alle in sich ein, die ihn umgeben, sie sind ein Teil von ihm. Ich bin siebenunddreißig, fast ein Drittel meines Lebens habe ich mit Maria verbracht, mir wird verdammt viel fehlen."
„Laßt euch scheiden" – ich wollte sie nicht bitten, aber sie waren meine besten Freunde, und sie waren großartige Freunde –, „ich bin euer Zeuge, und ich kann auch vor Gericht behaupten, daß Maria meine Geliebte ist…"
„Ja, aber es ist unmöglich, verstehst du nicht?" Stefan leerte sein Glas mit einem Zug und schüttelte den Kopf. Wir sahen Maria an, es war still geworden, der Kaffee dampfte nicht mehr, und als ich tastend meine Schnürsenkel band, hörte ich das Leder der Schuhe knarren.
„Es ist wirklich unmöglich." Sie lächelte und strich sich eine Strähne aus der Stirn. „Soll ich es ihm sagen?"
Stefan nickte und versuchte ebenfalls zu lächeln.
„Als wir beschlossen, uns scheiden zu lassen, haben wir alles geteilt, was wir gemeinsam angeschafft haben, nur… diese Ikone ist so wunderschön und unheimlich alt, wir lieben sie, und wir können sie doch nicht teilen, oder?"
Ich stand mit schwerem Kopf auf und ging zu Maria, ich küßte sie auf die Stirn und befestigte ihre Silberbrosche in Gestalt einer Spinne, sie hatte sich gelöst, hing nach vorn, was nicht gut aussah. Im Korridor half mir Stefan in den Mantel, ich zog ihn vorsichtig an, um die rote Nelke im Knopfloch nicht zu zerdrücken. Ich konnte ihm nicht in die Augen blicken. Was für Angst, was für verteufelte Angst die Menschen vor dem Alleinsein haben, dachte ich. Dann fragte ich ihn, ob wir morgen zusammen zum Fußball gehen würden, ich versuchte nett zu sein und schlug ihm leicht auf die Schulter…

Illustration: Gerhard Lahr

Schiedsrichter: Wem um die Sache zu tun ist, der muß Partei zu nehmen wissen, sonst verdient er, nirgends zu wirken. Goethe

Wie im Film

Miloslav Švandrlík

Junge Menschen lernen sich mancherorts kennen. Zumeist geschieht das am Flußufer, im Rieger-Park, im Theater, auf einem Dampfer, im Café, auf den Barrandover Terrassen, oder an der Straßenbahnhaltestelle. Ich habe Ludmila im ausverkauften Fußballstadion kennengelernt, bei dem brudermörderischen Match Dynamo Prag–Spartak Sokolovo. Wir standen nebeneinander und feuerten die Jungs im rotweißen Dreß an.

„Bravo, Hochmann…", schrie sie, „baller ihn dem Scheißkerl rein! Lála, drauf auf diese Kümmerlinge, Hildebrandt, kämpfen!" Kurz und gut, sie bezauberte mich. Das Stadion verließen wir gemeinsam, und beide fühlten wir, daß in unserem Innern etwas Schönes, Tiefes und Lauteres keimte.

Einmal sagte mir Ludmila: „Weißt du, Venca, ich hab im Film gesehen, wie zwei Eheleute immer am Jahrestag ihres Sichkennenlernens an die Orte gingen, wo sie einander zum ersten Mal begegnet sind, und das war schrecklich schön!"

Und so vereinbarten wir, uns immer und unter allen Umständen bei jedem Derby zwischen Dynamo und Sokolovo auf der Tribüne H zu treffen. Alte Erinnerungen werden wieder aufleben, und unsere, und wenn auch schon welkende Liebe, wird eine neue Injektion erhalten. Das wird wie in jenem Film sein!

Aber dann kam der schicksalhafte Tag, da ich Ludmila das neue Strickkleid aus dem Haus der Mode mit Aprikosencocktail bekleckerte und sie sagte, ich sei ein ungeschickter Trampel. Dieser bislang verborgen gebliebene Ton in ihrer Stimme machte mich stutzig. Ich zog ein finsteres Gesicht, bezahlte kühl die Rechnung und verließ ohne einen Gruß Ludmila, die mit einem Löffelchen die Schlagsahne von ihren verlockenden Hüften kratzte. Einige Wochen sahen wir uns nicht. Ich trottete betrübt durch Prag, sehnte mich nach Ludmila, aber mein Stolz verwehrte es mir, sie anzurufen.

Bis ein neues Derby von Dynamo Prag gegen Spartak Sokolovo kam. Ich kaufte mir eine Karte für Tribüne H. Vielleicht wird sie es nicht vergessen, sagte ich mir. Ich kann ihr doch nicht gleichgültig sein! Ein einziger Cocktail kann doch nicht eine so große Liebe ertränken! Alles wird vergessen sein, und wir werden uns wieder auf einer gemeinsamen Plattform treffen! Wie im Film!

Ich stieg voller Hoffnung auf die Tribüne H. Und wirklich – es dauerte nicht lange, und ich erblickte Ludmila in dem gereinigten Strickkleid. Auch sie bemerkte mich, aber sie schürzte nur beleidigt die Lippen und wandte sich ab.

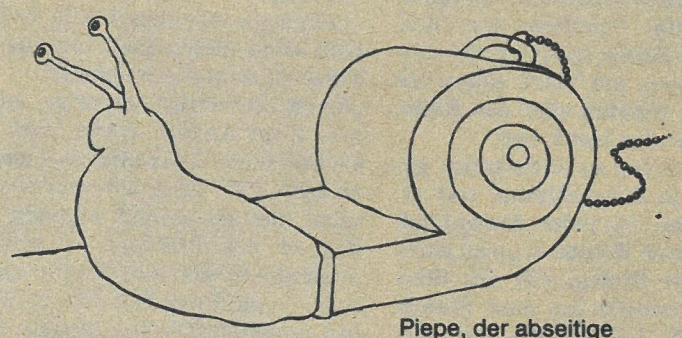
Gleich wird sie unsere Mannschaft anfeuern, sagte ich mir, und das Eis wird schmelzen!

Die Mannschaften liefen auf den grünen Rasen. Der Schiedsrichter pfiff langgezogen, Ludmila holte tief Luft und legte los: „Ausgezeichnet, Kvašňák! Vojta, drauf auf diese Trottel! Ran, Mašek, dieser Lála hat doch Fußball nur aus'm D-Zug gesehen! Und dieser Stümper Hochmann kann uns doch nicht gefährlich werden. Spartak – ran!"

Dieser Schlag ließ mich taumeln. Den Kampf nahm ich überhaupt nicht mehr wahr. Einen Mann verraten, bitte sehr! Aber Dynamo verraten, in einer so schweren Stunde! Dazu bedarf es schon eines beträchtlichen charakterlichen Mankos.

Das Stadion verließ Ludmila Arm in Arm mit einem dicklichen, rothaarigen Spartakfan.

Aus dem Tschechischen von Gustav Just.



Piepe, der abseitige Trillerschneck von Radev

„Wieder kein Eckball!" Steinach

ZUM STADION

Schau-Spieler
Wer den Spieltrieb
kennt, weiß,
welcher
Zauber ihm
innewohnt.
Gerhart Hauptmann

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber
Grafik: Martin Kotsch

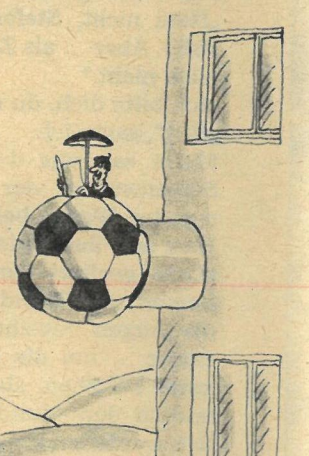
2 Wochenspruch

Spielen ist
experimentieren
mit dem Zufall.
Novalis

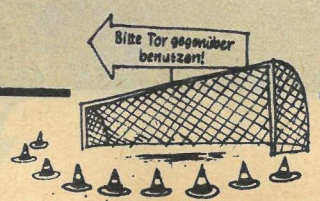
Niederlage
Rudi Strahl

Ein stolzes Volk ist seines Ruhms beraubt.
Genauer:
Das ganze Volk verbirgt sein Haupt
in tiefer Trauer.
Jäh ward es von dem Schicksalsschlag
getroffen –
es weint. Es klagt. Und niemand mag
mehr hoffen.
Nichts nützt es, daß es einst der Großen viel
geboren:
Es hat im letzten Fußball-Länderspiel
verloren!

Der Unvorsichtige wird nie gesund.
Asturias



Steger

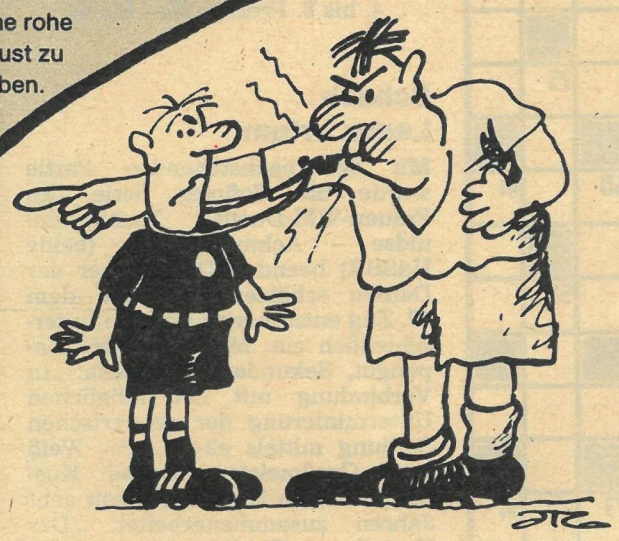


Torwart: Weit vom Schuß ist gut lachen.

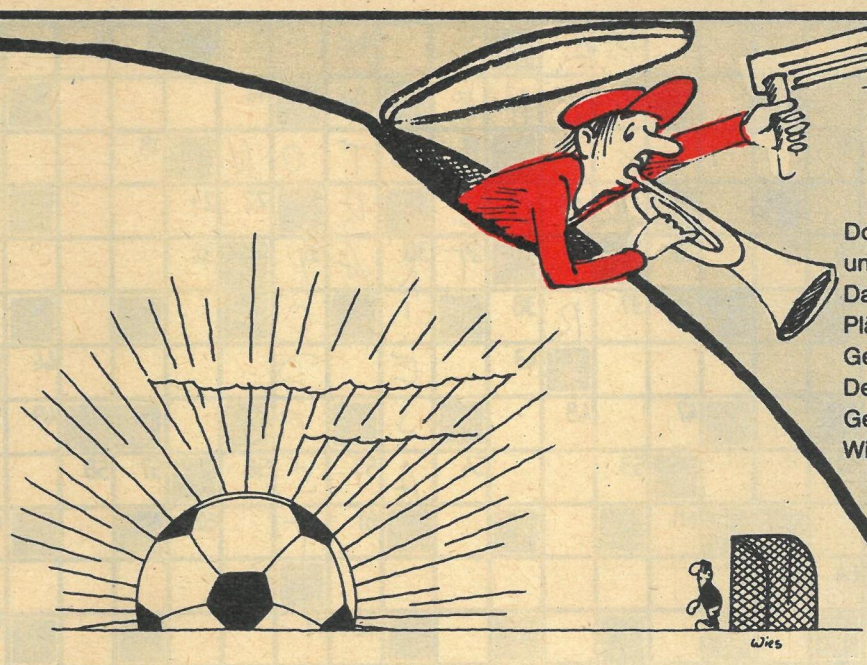
Tor! Das war ein Schuß! Davon

nicht spielt, hat für immer das Kind verloren, das in ihm lebte und das ihm arg fehlen wird. Neruda

Was dir auf den Magen schlägt, braucht nicht einmal eine rohe Faust zu haben.

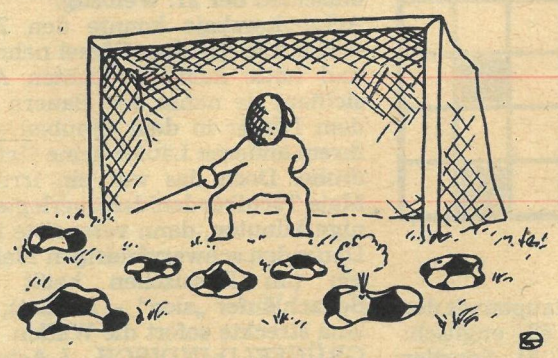


Tesler, Moskau

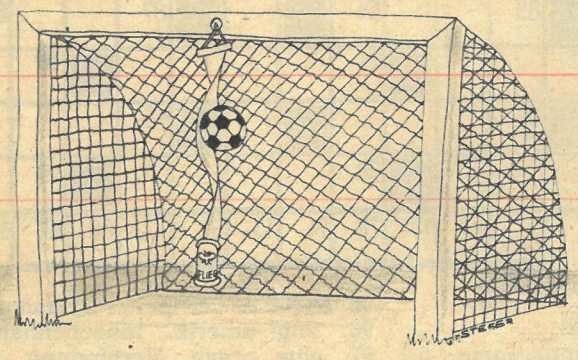


Doch ewig stört uns das Gelärme,
Das Grunzen,
Plärren und
Gegirre
Der musikalischen
Geschirre.
Wilhelm Busch

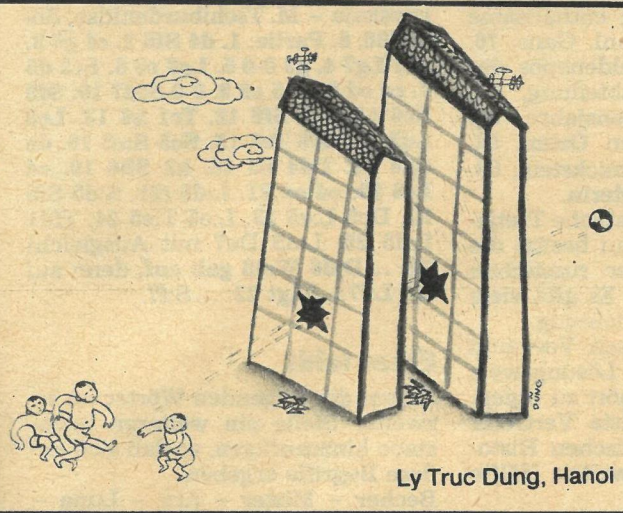
Fuglewicz, Wrocław



Kásanewski, Kiew

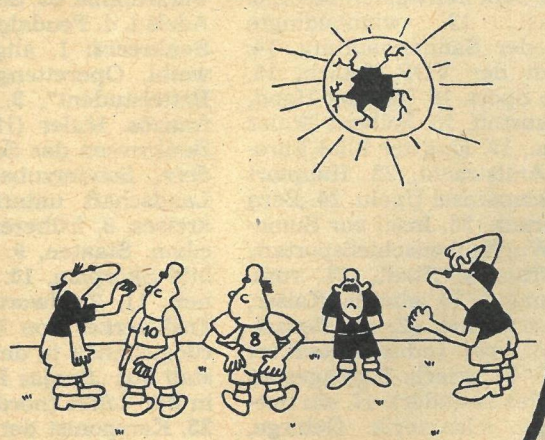


Steger



Ly Truc Dung, Hanoi

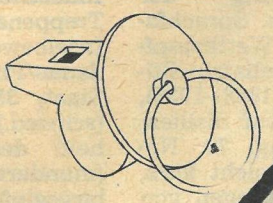
Tesler



Schneider

Kossobukin, Kiew

Kasanewski



Georgiev, Sofia

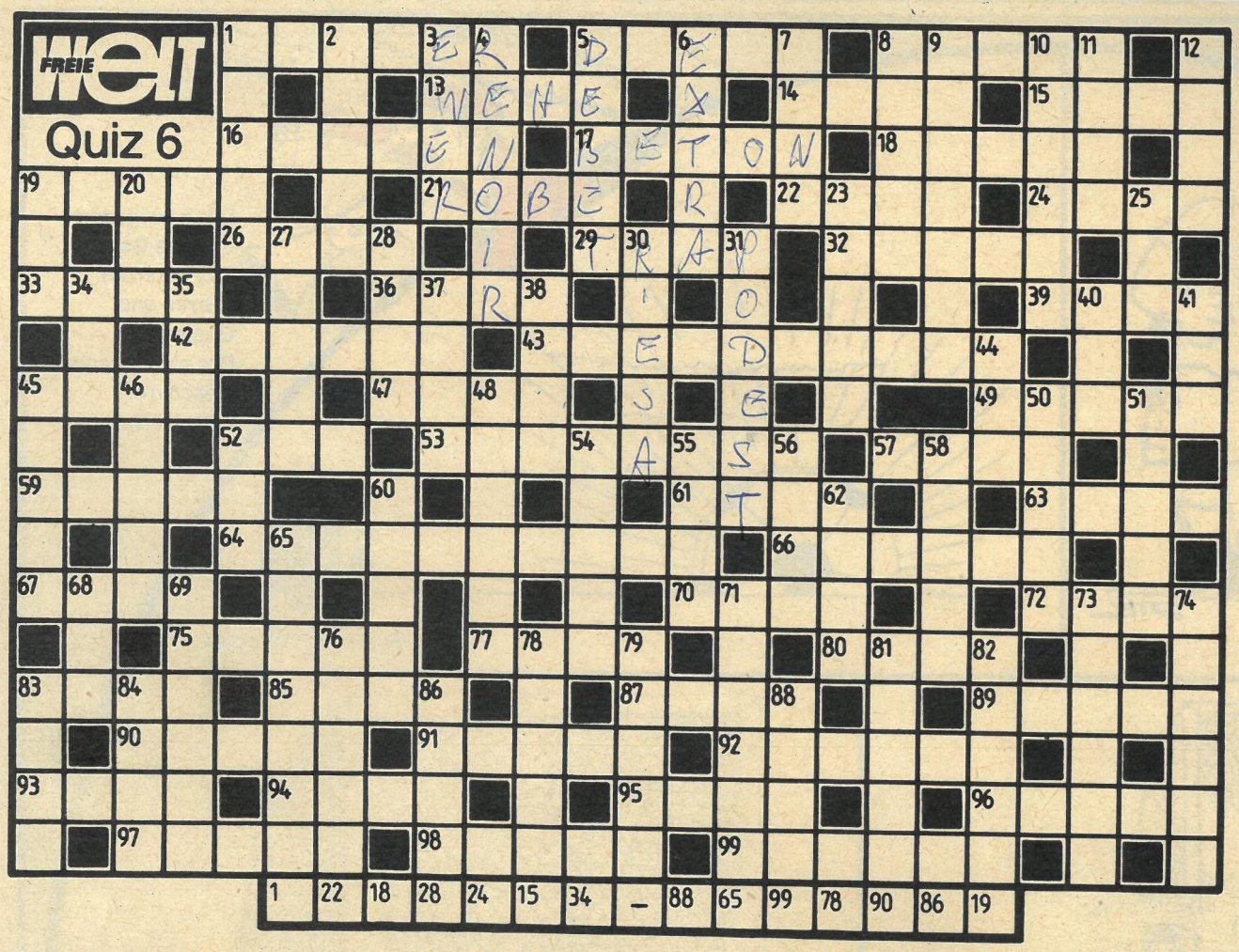
Goldene
Arme
sind am
längsten.
sorbisch

Unterliga:
Mir ist versperrt des Glükkes Tor,
Ich stehe ganz verwaist davor,
Und helfen will mir nimmer all mein Klopfen.
Walther von der Vogelweide

Club-Fanatiker: Böses Wort kommt aus bösem Herzen. bulgarisch

Kritik: Unwissenheit ist kühn.

wird man noch reden in den spätsten Zeiten. Schiller



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Männername, 5. sowj. Fluß zum Schwarzen Meer, 8. Gesichtsteil, 13. windbedingte Schnee- oder Sandanhäufung, 14. Hauptstadt der VDR Jemen, 15. Klasse im Sport, 16. Teil der Hand, 17. ein Baustoff, 18. holländ. Maler des 18. Jh., 19. längster Fluß Europas, 21. Amtstracht, 22. Hauptort auf der Samoainsel Upolu, 24. Berg bei Innsbruck, 26. Insel vor Sumatera, 29. Wurftaubenschießsportart, 32. nordfranzös. Stadt, 33. russ. Mädchenname, 36. altröm. Kaiser, 39. Zimmerwinkel, 42. ein Benzolderivat, 43. sowj. Industriestadt im mittl. Ural, 45. griech. Sagengestalt (Geliebte des Leander), 47. ein Seezeichen, 49. südamerik. Gebirge, 52. Binnengewässer, 53. sowj. Hafenstadt auf der Halbinsel Kola, 57. Landwirtschaftsausstellung der DDR, 59. große afrikan. Sprachfamilie, 61. Behältnis, 63. Wettkampfgewinn, 64. sowj. Wirtschaftspolitiker und Staatsmann (1888–1935), 66. Provinzhauptstadt auf Sizilien, 67. Wettspieleinrichtung, 70. Nebenfluß der Kura, 72. nicht kurz, 75. Stange zum Fortbewegen von Lastkähnen, 77. Zahlwort, 80. griech. Buchstabe, 83. Gebirge in Kirgisien, 85. Vorsatz bei gesetzl. Einheiten (ein Milliardstel), 87. Regenbogenhaut des Auges, 89. Bettuch, 90. Bezeichnung für die Kohlarten, 91. kleine Menge, 92. Salz der Gerbsäure, 93. ČSSR-Stadt a. d. Elbe, 94. Filmgesellschaft der DDR, 95. Haltetau der Gaffel (seemänn.), 96. engl.-amerik. Mädchenname, 97. eine organ. Verbindung, 98. Verzeichnis, 99. Stand des niederen Adels i. d. Feudalgesellschaft.

Senkrecht: 1. altgerman. Gott, 2. weibl. Operettengestalt aus „Der Bettelstudent", 3. Küstenschiff, 4. französ. Maler (1841–1919), 5. im Bankwesen das Soll, 6. das Besondere, Sonderzubehör, 7. norweg. Landschaft unterhalb des Polarkreises, 8. früherer Ministertitel in islam. Staaten, 9. Stern im Sternbild Skorpion, 10. Eisenbahnschienen, 11. Zahlwort, 12. Titel eines Frühwerkes von Brecht, 19. Währungseinheit in der KDVR, 20. Gestalt aus „Sonjas Rapport", 23. Ort in der ČSSR (nordöstl. von Tábor), 25. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 27. Operngestalt aus „Rienzi", 28. blasierter Mensch, 30. Industriestadt a. d. Elbe/DDR, 31. Treppenabsatz, 34. nordwesteurop. Inselbewohner, 35. Vulkan auf Mindanao/Philippinen, 37. altoriental. Staat, 38. Sand- oder Kieswälle (schwed.), 40. spanischer Nationalheld des 11. Jh., 41. Hausflur (mundartl.), 44. Nische vor Hochgebirgsgipfeln, 45. svw. Kleidung; Tracht, 46. Endstück des Brotes (mundartl.), 48. schrägstehende Schrift, Laufschrift, 50. Nasenlaut, 51. Stadt im Bez. Magdeburg, 52. tschech. Komponist (gest. 1935), 54. ein Wurzelgemüse, 55. Fluß durch Leningrad, 56. sowj. Fluß in Transkaukasien, 58. Grabgewölbe, 60. norweg. Dramatiker („Nora"), 62. ostrumän. Stadt, 65. Hauptstadt der Burjatischen ASSR, 68. englisch: Öl, 69. altägypt. Gott, 71. Sportler zu Pferde, 73. streng enthaltsame Lebensweise, 74. männl. Gans, 76. männl. Katze, 78. Heldenepos des Homer, 79. Turnerabteilung, 81. Amtstracht, 82. Lebensjahre, 83. Fluß im sowj. Fernen Osten, 84. Schriftstück, 86. Schmuckstein, 88. Wickelgewand der Inderin.

Die weltberühmte staatliche Tretjakow-Galerie in Moskau besitzt die größte Sammlung der russischen realistischen Malerei. Es gibt viele Meister dieser Kunstrichtung.

Auch der Mann, dessen Vor- und Familienname das Lösungswort dieses Rätsels ist, gehört zu ihnen. Er ist der bedeutendste Vertreter der russischen realistischen Historienmalerei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 6 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 1. April 1987 (Poststempel).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 9/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Schach
Lenas Irrtum

Mit der nachstehenden Partie wurde die Sofioter Serie des Frauen-WM-Duells Tschiburdanidse – Achmylowskaja (beide UdSSR) beendet. Die Trainer der Damen schätzen die nach dem 17. Zug entstandene Position unterschiedlich ein. Meister Albert Kapengut, Sekundant von Lena: „In Verbindung mit der möglichen Unterminierung der gegnerischen Stellung mittels e2-e4 steht Weiß gut." Großmeister Gennadi Kusmin, mit dem Maja schon seit acht Jahren zusammenarbeitet: „Der Vorteil von Weiß ist nur visuell." Den insgeheimen Meinungsstreit entschied der 21. Weißzug.

Achmylowskaja konnte den Zentralbauern mit dem Rössel nehmen und hätte keine schlechten Aussichten; sie nahm den Bauern mit dem Läufer in dem Glauben, daß ihrem anderen Läufer keine Gefahr drohe. Doch das war ein Irrtum. Maja Tschiburdanidse überlegte einige Minuten, dann verspeiste ihre Dame den schwarzfeldrigen Elefanten (im Russischen heißt der Schachläufer „slon" – Elefant), Jelena streckte sofort die Waffen.

GRÜNFELD-INDISCH, I. Achmylowskaja – M. Tschiburdanidse, Sofia '86, 8. Partie: **1. d4 Sf6 2. c4 g6 3. Sf3 Lg7 4. g3 0-0 5. Lg2 c6 6. Sc3 d5 7. cd cd 8. Se5 e6 9. 0-0 Sfd7 10. Sf3 Sc6 11. Lf4 Sf6 12. Tc1 h6 13. Le5 Ld7 14. Ld6 Te8 15. Se5 S:e5 16. de Sg4 17. Dd4 h5 18. h3 Sh6 19. e4 Lc6 20. ed ed 21. L:d5** (21. S:d5 Sf5 22. Dc5 L:e5 23. L:e5 T:e5 24. Tfd1 L:d5 25. L:d5 De7 mit Ausgleich) **21. ... D:d6 Weiß gab auf,** denn auf 22. L:f7+ folgt 22. ... S:f7.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an zweiter Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Becher – Mister – Ara – Luna – Kappe – San – Posten – Liste – Segel – Pau – Gier – Aal

Die neu eingesetzten Buchstaben ergeben den Namen eines zu den Limikolen (Strandvögel) zählenden Vogels.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Isar – Schoner – Stroh – Tower – Serbe – Eris – Kai – Oran

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter ergeben den Namen eines Bezirks der DDR.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

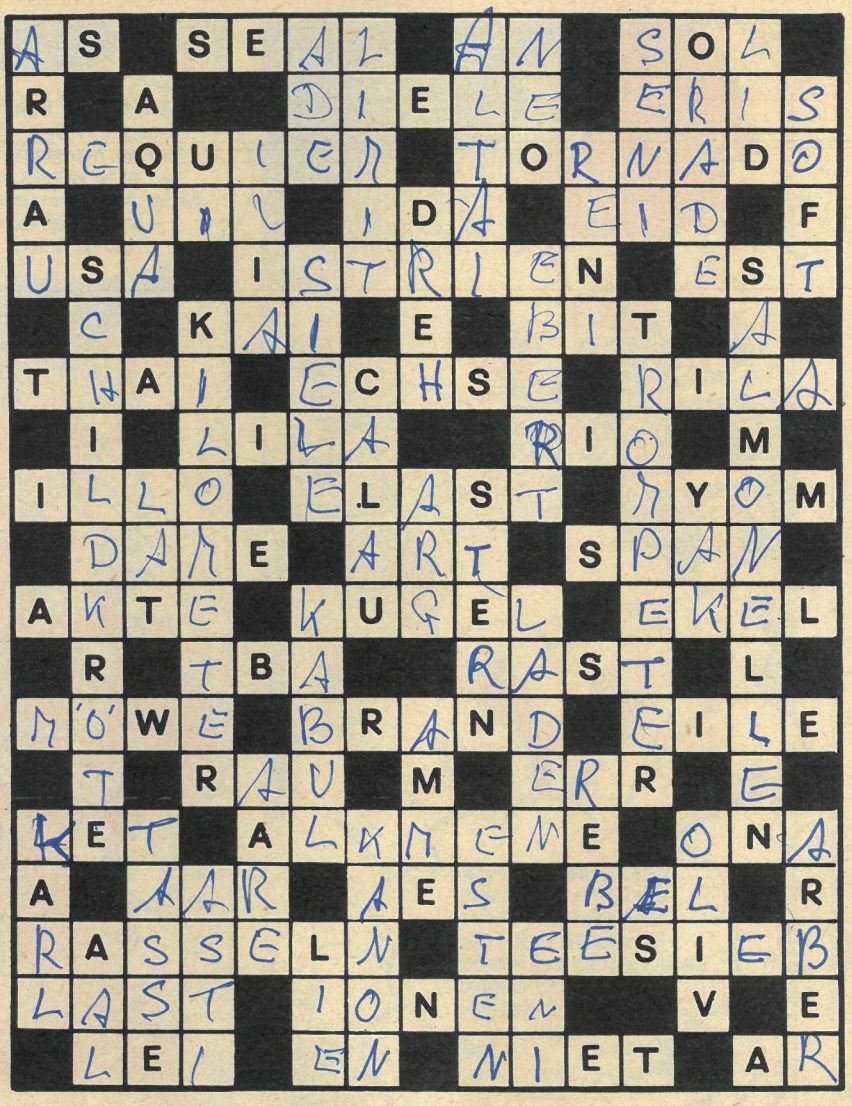
Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Kreuzgitter

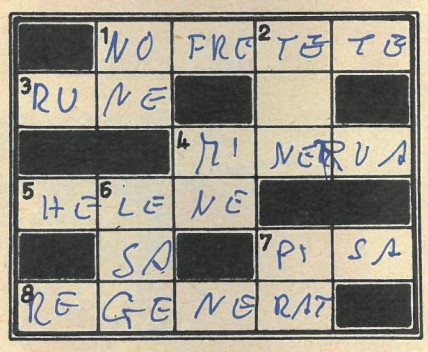
Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. dichterisch: Adler, 2. lateinisch: Wasser, 3. Nährmutter, 4. hohe Spielkarte, 5. Gebirge im S der UdSSR, 6. Schriftstück, 7. südamerikan. Schildkröte, 8. griech. Sagengestalt (Frau des Amphitryon), 9. Speisefisch, 10. höchster Berg des Böhmerwaldes, 11. Flächenmaß, 12. oberitalien. Weinbaustadt, 13. sowj. Flugzeugtyp, 14. schweizer. Rheinnebenfluß, 15. Sorte, 16. Übles, Böses, 17. lateinisch: Erz, 18. Abschiedsgruß, 19. Maß der relativen Lautstärke, 20. Nachrichteneinheit (Binärziffer), 21. Schadenfeuer, 22. Kreisstadt im Bezirk Cottbus, 23. Schachfigur, 24. Trick, List, 25. Vorraum, 26. Kriechtier, 27. Schauspielerin der DDR, 28. Abscheu, 29. griech. Göttin der Zwietracht, 30. schweizer. Berggipfel in Graubünden, 31. chem. Zeichen für Einsteinium, 32. Schwur, 33. Volk im NW der UdSSR, 34. makromolekularer Werkstoff, 35. lateinisch: ist, 36. japan. Maler des 13. Jh., 37. französ. Präposition (svw. in, an), 38. Hast, 39. Gebirgsstock auf Kreta, 40. elektrisch geladene Massetellchen, 41. jugoslaw. Halbinsel im NO der Adria, 42. Vertrauter Wallensteins, 43. rumän. Ort südöstl. von Arad, 44. Schiffsanlegestelle im Hafen, 45. Männername, 46. engl. Bauernführer des 16. Jh., 47. Maßeinheit der Länge, 48. Kettengesang, 49. geometrische Figur, 50. Hauptstadt Afghanistans, 51. Verkaufsraum, 52. frühere lettische Münze, 53. Bürde, 54. Grenze, Preisgrenze (engl.), 55. Farbton, 56. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 57. Schiefer, Fels, 58. Augendeckel, 59. Meeresvogel, 60. Geschwulst (griech.), 61. neu (griech.), 62. Verbindungsbolzen, 63. Farbton, 64. Bewohner Feuerlands, 65. Speisefisch, 66. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 67. Musikstück (Totenmesse, latein.), 68. italien. Maler des 16./17. Jh., 69. Lärminstrumente, 70. Wanderpause, 71. spanisch: Fluß, 72. Weinstock, 73. Gebirge in Bulgarien, 74. Bakterien, die Darmkrankheiten hervorrufen, 75. Kriechtier mit einem von Hornplatten bedeckten Körper, 76. Astrolog Wallensteins, 77. Fell der Pelzrobbe, 78. Riemenwerk der Zugtiere, 79. südamerikan. Währungseinheit, 80. Himmelskörper, 81. Holz- oder Metallabfall, 82. englisch: weich, mild, 83. Trinkgefäß, 84. Abk. für Telegrafenbauamt, 85. Küchengerät, 86. Musiker (Bläser), 87. verheerender nordamerikan. Wirbelsturm, 88. asiat. Volk (Hauptbevölkerung Thailands), 89. Titelgestalt bei Brecht, 90. Fluß nördl. des Kaspischen Meeres, 91. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 92. tibetanisches Wildrind.



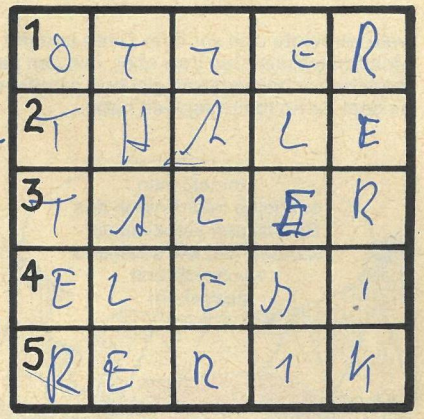
Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: altägypt. Königin, 3. german. Schriftzeichen, 4. röm. Göttin, Schützerin der Künste, 5. Frauengestalt bei Wilhelm Busch, 7. italien. Stadt mit schiefem Turm, 8. durch chemische Einwirkung gereinigtes Material (Gefrisch).
Senkrecht: 1. neunter Ton der diaton. Tonleiter, 2. Bewohner eines Staates im SW der USA, 4. Bleistifteinlage, 6. französ. Schriftsteller des 18. Jh., 7. svw. Seeräuber.



Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. dem Wasserleben angepaßte Unterfamilie der Marder, 2. Industriestadt und Kurort im Landkreis Quedlinburg, 3. alte deutsche Münze, 4. trop. Ölbaumharz, 5. Ostseebad der DDR.



Auflösungen aus Heft 5/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Mo (48), Vac (80), agra (3), AfA (5), Re (57), Eine (23), LSL (40), Berlin (16), Klappe (37), ABI (1), Stausee (70), Krassin (38), Aretino (10), Man (44), Matte (46), Sal (66), Alge (7), Arat (14), Salep (62), Ero (25), Sepp (64), Ebro (22), est (26), Aspik (8), Irma (34), Cére (19), Tor (77), Ungar (79), Mel (50), Kapital (36), Algebra (12), Riester (55), rem (59), Marmor (42), Gisela (30), Ili (32), Silo (68), In (33), der (21), Asse (2), Lee (39), da (20).

Senkrecht: Tabak (74), Maria (47), Ventil (81), Cebu (18), ankern (6), Gelee (28), Alp (9), Ale (11), Februar (27), Riss (60), Spinner (69), AN (4), Saale (71), Satte (63), Tal (75), Malipol (51), Mate (43), Taste (76), Sa (72), Georg (29), Spa (65), Pek (53), Omar (52), Rinde (54), Schakal (61), Stele (67), Ir (35), Makrele (41), Roi (58), Mairie (49), Elegie (24), Tross (78), At (13), Grin (31), Breda (17), Amara (15), Stol (73), Mir (45), Ria (56).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Teig, 2. Stan, 3. Starost, 4. Emir, 5. Egk, 7. Element, 9. Riet, 11. Tamp, 12. Kain, 14. Err.

Von der Zahl nach links: 2. See, 3. Stil, 4. Etagere, 5. Eman, 6. Ägir, 8. Krokant, 10. Mira, 11. Teer, 13. Samt, 15. TiP.

Vom Kern zum Wort: 1. Norilsk, 2. Obelisk, 3. Rammler, 4. Dädalus, 5. Amarant, 6. Madeira, 7. Emaille, 8. Rekorde, 9. Iridium, 10. Kinetik, 11. Armatur. – Nordamerika.

Einer fehlt: (L)ast, (A)meise, (C)ode, (H)alm, (M)angel, (Ö)sen, (W)all, (E)ster. – Lachmöwe.

Buchstabentausch: Fett, Kruke, Horn, Kamel, Maat, Lila, Feier, Kinn. – Turmalin.

Raten und Rechnen:

5388	:	6	=	898		
–		×		+		
439	+	516	=	955		
4949	–	3096	=	1853		

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 3) aus Heft 3/1987

Waagerecht: 1. Ehe, 4. Rial, 7. Artek, 11. Tieck, 16. Ernest, 18. Alexander, 19. Lia, 20. et, 21. Skalar, 23. Siena, 25. AN, 26. kt, 27. Raster, 29. Neman, 31. TK, 32. Arad, 33. Garde, 35. Auto, 36. Saliw, 38. IE, 39. Lat, 40. Aba, 43. KEW, 45. Drumherum, 49. Iler, 50. Alge, 52. Kali, 53. Email, 55. Arta, 56. BE, 57. Ia, 58. Maronen, 61. Wladimir, 63. Sputnik, 65. Or, 66. RT, 67. Tael, 69. Ariel, 71. Nara, 73. Kern, 74. Asen, 77. Ekibastus, 80. Ili, 81. Odd, 83. tun, 84. RL, 85. Arras, 89. Oral, 91. Reise, 93. Rohr, 94. SW, 96. Eimer, 98. Rakete, 100. Pi, 101. Li, 102. Zange, 104. Nuance, 106. AG, 107. Sel, 109. Prus, 112. Kleeblatt, 113. Semele, 115. Puls, 116. Odile, 117. Thale, 118. Esra, 119. Eugenie.

Senkrecht: 2. Hel, 3. Erika, 4. Re, 5. Isère, 6. Atta, 7. Asket, 8. Tal, 9. Elan, 10. Keres, 11. Ta Sal, 12. Inini, 13. Ede, 14. Cent, 15. Krakowiak, 17. Natrium, 21. Stute, 22. Aroa, 24. Yard, 25. Adam, 28. Saal, 30. Mate, 34. Demawend, 37. WKA, 39. Lila, 41. Barriere, 42. Alt, 44. Elli, 46. Uhr, 47. Hunt, 48. Rente, 51. Gasli, 52. Ket, 54. Ill, 55. Air, 56. Buna, 58. Moniuszko, 59. Aral, 60. Ora, 62. Mann, 64. Nut, 68. Aro, 70. Eklipse, 72. Ria, 73. Kram, 75. Stake, 76. Eule, 78. Strippe, 79. Strasse, 82. Dorn, 86. Regel, 87. Riebe, 88. Senat, 90. Rache, 91. Reger, 92. Siele, 95. Wald, 97. Ruth, 99. TASS, 103. Nei, 105. ATA, 108. Leu, 110. Run, 111. Uli, 114. Ma. – **Lösungswort:** Henryk Sienkiewicz.

Es gewannen:

1. Preis
100,– M Johanne Küther, Grünstädtel/Erzg., 9431

2. Preis
75,– M Ralf Klapper, Leipzig, 7065

3. Preis:
50,– M Uwe Klippel, Halle, 4020

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Fam. Brietzke, Rostock, 2500; Gerda Breu, Riesa, 8400; Inge Bittner, Apolda, 5320; Gerd Sommer, Greiz, 6600; Ursula Hanich, Freiberg, 9200.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 14

Frei nach einem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Iwan verneigte sich vor dem Zaren und der Mondprinzessin. Das Volk aber, das den jungen Burschen schon verloren glaubte, jubelte, wie es dem Zaren nie zugejubelt hatte.

Schnell, man entkleide mich! Wenn das Bad diesen Tölpel so verwandelt hat, wie strahlend werde ich erst aussehen!

Entschlossen plumpste der Zar in den Kessel. Da er aber ein so böses Herz hatte, wirkte der Zauberspruch des Pferdchens nicht, und der Unhold bekam seine gerechte Strafe.

Meine lieben Freunde! Hier seht ihr den wahren Helden, meinen Retter! Nur er ist würdig, mein Mann zu werden und Herrscher über das ganze Reich.

Es lebe unser junges Paar!

Der Zar hat sich selbst die Strafe gegeben, die er verdient!

Nun hat unser Leid ein Ende!

Iwan ist einer von uns! Er liebt die einfachen Menschen und wird ein kluger Herrscher sein!

Nun hat die Feder des Feuervogels keine Macht mehr über Iwan. Ich aber werde die künftigen Kinder der beiden behüten. Und da ich ein richtiges Zauberpferdchen bin, wird keiner so gut mit ihnen spielen können wie ich, das bucklige Pferdchen!

Ende

Mit moderner Fangflotte

DEWAG Rostock

Schulabgänger 1988!

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.

Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildungen nur im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
Am Fischkombinat 11
Rostock 5
2510

VEB Fischfang
VEB Fischfang Saßnitz
Personalbüro
Postfach 7
Saßnitz
2355

Achtung Schulabgänger:

Kommt zu uns!

Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Zukunftsorientiert Interessant ● vielseitig

Wir bilden aus!

Berufe für Abgänger der 10. Klasse:

- Lokomotivführer über Ausbildungsberuf Schienenfahrzeugschlosser
- Facharbeiter für Eisenbahnbetrieb
- Facharbeiter für Eisenbahnbau
- Facharbeiter für Rangiertechnik
- Schienenfahrzeugschlosser
- Elektromonteur
- Elektrosignalmechaniker
- Facharbeiter für Nachrichtentechnik
- Instandhaltungsmechaniker

Beruf für Abgänger der 8. Klasse:

- Gleisbaufacharbeiter

Alle Reichsbahn-Dienststellen nehmen Bewerbungen entgegen oder erteilen Auskünfte.

KBK

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach Produktivlöhnen der Energiewirtschaft
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	9–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 277/IV/86

Akupunktur — Therapie ohne Mystik

Ein vierwöchiger Studienaufenthalt führte Sie vor einiger Zeit in die Volksrepublik China, um Einblick in die traditionelle chinesische Medizin zu gewinnen. Was konnten Sie dort beobachten?

Der Sinn unserer Reise bestand darin, die so ganz anders gearteten fernöstlichen Methoden näher kennenzulernen. Wir wollten dabei prüfen, ob einige Therapieformen der traditionellen chinesischen Medizin wie Akupunktur, Moxibustion, Schattenboxen, Kräuter- und Quigongbehandlung in der medizinischen Betreuung unseres Landes von Bedeutung sein könnten. Das chinesische Gesundheitsministerium hat einem Fachkollegen aus Dresden und mir großzügige Möglichkeiten des Kennenlernens dieser schon jahrtausendealten Behandlungsmethoden geboten. Wir besuchten fünf Städte des riesigen Landes – Peking, Xian, Nanjing, Hangzhou und Shanghai – alles Städte mit mehreren Millionen Einwohnern und großen Krankenhäusern, von denen wir fünfzehn in Augenschein nahmen.

Exotisch klingen die von Ihnen aufgezählten Heilmethoden. Wie ich hörte, unterscheidet sich aber die Art des Feststellens einer Krankheit von der unsrigen. Was ist dabei in China anders?

Wenn bei uns ein Patient zum Arzt kommt, macht er sich im allgemeinen frei, wird abgehört. Im Reich der Mitte beginnt die Suche nach der Krankheit in der traditionellen chinesischen Medizin mit der sogenannten Puls- und Zungendiagnostik. Der Arzt fühlt dem Patienten zuerst minutenlang den Puls. Dabei soll er über dreißig Pulsqualitäten erkennen können. Daraus zieht er Rückschlüsse auf die Beschwerden. Ebenso prüft er ausgiebig die Zunge, die Pforte zum Herzen, wie man in China meint. Ihre Beschaffenheit, Feuchtigkeit, ihr Belag geben ihm Auskunft über den Zustand der inneren Organe. Danach erst wird der Patient nach seinem Befinden und seinen Beschwerden gefragt. Wie bei uns besteht nach Feststellung der Diagnose das weitere Vorgehen im Verordnen einer geeigneten Therapie. Und das ist dort vordergründig die Akupunktur. In wenigen Fällen, beispielsweise in Peking, erlebten wir, daß auch Labormethoden wie EKG, Röntgen, Blutuntersuchung zur Beurteilung der Krankheit herangezogen wurden.

Nierensteine, Hämorrhoiden, Mandelentzündung, Magen- und Darmbeschwerden, alle diese organischen Erkrankungen versuchen die Chinesen mit Akupunktur zu heilen. Haben Sie erlebt, daß die Methode half?

Sie haben lange noch nicht alle Leiden aufgezählt, die man in China mit Nadeln behandelt. Auch Kurzsichtigkeit und Keuchhusten gehören dazu. Ja, selbst Malaria – so wurde uns gesagt – könne man damit heilen. Da vertraue ich doch lieber dem bewährten Chlorochin! Ich habe erlebt, wie eine Frau, Mitte 30, die schwer auf dem Bau arbeitete, mit einer Verspannung im Schulter-Nacken-Bereich und starken Schmerzen zum Arzt kam. Sie wurde täglich akupunktiert. Bevor eine solche Behandlung anschlägt, vergehen – nach unseren Erfahrungen – Tage, manchmal auch Wochen. Die Patientin war aber nur drei Tage krank geschrieben. Da es sich um ein sehr schmerzhaftes, chronisches Leiden handelte, gab man über die Akupunkturnadeln noch einen Stromimpuls, der den Effekt verstärkt. Ich war nicht lange genug in dem betreffenden Krankenhaus, um sicher sagen zu können, ob man die Bauarbeiterin heilte oder ihr zufriedenstellend geholfen hat.

In der traditionellen chinesischen Medizin spielt eine Vielzahl von Pflanzen, Wurzeln, Baumrinden, Kräutern, Pilzen, Samen eine wichtige Rolle. Auf welche Weise werden sie angewendet?

In den Arzneizubereitungsstellen vieler Krankenhäuser sah es aus wie in einer mittelalterlichen Alchimistenküche – auf großen Herden standen Topf an Topf mit Teesud. Sicherlich aber hygienischer, sauberer, ordentlicher als vor 500 Jahren. Tees, gemixt aus verschiedenen Inhaltsstoffen, werden den Kranken verabreicht. Auch in den Praxen der Polikliniken spielt die Behandlung mit Kräutern eine wesentlich größere Rolle als bei uns. Die Tees werden gleich in den Apotheken, die dem Krankenhaus angeschlossen sind, gemischt. Auf diesem Gebiet können wir viel von den Chinesen lernen. Oder besser gesagt, wir brauchten uns nur auf unsere jahrhundertealten Traditionen zurückzubesinnen.
Mit Kräutern hängt auch die Moxibustion zusammen. Das ist eine Heilmethode, die man oft gemeinsam mit der Akupunktur anwendet. Dabei werden räuchernde Kräuterbüschel aus Jasmin oder Beifuß auf die Akupunkturnadeln gesteckt. Die Wirkstoffe dringen dann – meint man – über die Nadeln in den Körper des Patienten ein, verstärken so die Heilkraft. Mitunter legt man auch Räucherkerzen ähnliche Kräuterhütchen in etwa zehn mal zehn Zentimeter große Holzkästen mit durchlöchertem Boden. Diese Kästchen mit den angezündeten Hütchen werden dann in die Nähe des kranken Organs gestellt. Ich sah zum Beispiel eines auf dem Bauch eines an Impotenz leidenden Mannes, wage aber zu bezweifeln, daß ihm der Kräuterrauch half.

Sie erwähnten die Quigongbehandlung und das traditionelle Schattenboxen, eine unserer europäischen Gymnastik verwandte Bewegungstherapie. Können diese Methoden heilen?

Bleiben wir gleich beim Schattenboxen! Darunter kann man sich Dehnungs- und Spannungsübungen vorstellen, die um einen gedachten großen runden Ball herum ausgeführt werden. „Boxen" hat also nichts mit der ebenso benannten Sportart zu tun, sondern beschreibt die bei diesen Übungen verwendete Armhaltung. Die Bewegungen könnten – wenn man damit Krankheiten heilen will – gut sein, wenn sie gezielt ausgeführt werden. Ich will das erklären: Es gibt Muskeln, die zur Verkürzung und damit Verspannung und solche, die zur Erschlaffung neigen. Die abgeschwächten Muskeln müssen also durch die Gymnastik gekräftigt und die verspannten müssen gedehnt werden. Da das Schattenboxen aber eine ungezielte Bewegungstherapie ist, der Patient keine genauen Kenntnisse besitzt, was wie gedehnt oder gekräftigt werden muß, wird es wohl nur unvollkommen helfen, Schmerzen im Bewegungsapparat zu behandeln oder zu vermindern.
Eine sehr kritische Haltung habe ich zur Quigongbehandlung. Diese Therapie wird von nicht medizinisch ausgebildeten Personen vorgenommen, ihre Kenntnisse sind meist als „Familientradition" weitergegeben worden. Der Behandler steht hinter dem Patienten und vollführt geradezu beschwörende Armbewegungen über dem kranken Organ. Dabei soll die Energie des Behandlers auf den Patienten wirken, beispielsweise so, daß er seine zuvor unbewegliche, schmerzende Schulter wieder heben kann. In Peking habe ich einen Regisseur erlebt, der vormittags Filme machte und nachmittags (ohne zusätzliche Bezahlung!) Kranke mit Quigong behandelte. Stolz erzählte er uns, daß er in den anderthalb Jahren seiner Tätigkeit im Krankenhaus fünf Kilo abgenommen hat, weil er soviel Energie an die Patienten übertrug. Das ist rein suggestive Therapie. Wenn aber durch diese Beeinflussung des Behandlers der Kranke bereit ist, seine Schulter zu bewegen (ein Gelenk ohne Bewegung wird steif, weil die Gelenkkapsel schrumpft), hat der „Energietherapeut" schon etwas Gutes getan.

In der Volksrepublik China praktizieren natürlich auch Ärzte, die in europäischer Medizin ausgebildet wurden. In welchem Verhältnis stehen traditionelle und moderne medizinische Therapieformen?

Das kann man lapidar mit einer Zahl beantworten: 70 Prozent zu 30 Prozent. Die traditionelle chinesische Medizin überwiegt in jedem

Obermedizinalrat Professor Dr. sc. med. Arnold Großhans ist Leiter der Poliklinischen Sonderabteilung des Ministerrates der DDR. Er studierte von 1957 bis 1963 an der Rostocker Universität Medizin. Seine Facharztausbildung absolvierte er an verschiedenen Leipziger Universitätskliniken. Er arbeitet heute unter anderem auf dem Gebiet der manuellen Therapie und der Muskeltherapie. Professor Großhans weilte zu einem Studienaufenthalt in der Volksrepublik China, der Anlaß zu unserem Gespräch gab.

Auf ein Wort, Herr

Wiederkehr der Kräuterweiblein?

Falle. Ebenso ließe sich das Ausbildungsverhältnis bei den Medizinstudenten ausdrücken. Nach traditionellem Muster lehrende Hochschulen, an denen man ein ebenso langes Studium, nämlich fünf Jahre, absolvieren muß, sind von denen nach europäischem Muster streng getrennt. Beide schließen mit dem Diplom ab. Selbstverständlich versucht man in China heute nicht, krebskranke Menschen mit Akupunktur zu heilen. Wo eindeutig nur der Chirurg helfen kann, überweist man den Patienten in ein entsprechend arbeitendes Krankenhaus, wo ihn Fachärzte behandeln. Aber auch unter den traditionellen Medizinern gibt es Fachärzte, zum Beispiel für Augenkrankheiten oder Hals-Nasen-Ohrenkrankheiten. Diese Ärzte bedienen sich der bei uns üblichen Geräte, wie des Ohrenspiegels oder der Spaltlampe.

Die Akupunktur ist ja in unserem Lande umstritten. 1981 und 1985 verfaßte die Klasse Medizin der Akademie der Wissenschaften der DDR dazu ein ablehnendes Gutachten. Hat Ihr Chinaerlebnis Ihre Haltung zur Akupunktur positiv beeinflußt?

Vor etwa sieben Jahren eignete ich mir autodidaktisch die Akupunkturmethode an. Aber ich hatte immer schon dazu ein kritisches Verhältnis. Ich betrachte sie keinesfalls als Allheilmittel. Bei funktionellen Störungen, also dort, wo sich keine organischen Ursachen nachweisen lassen, hat die Akupunktur ihre Berechtigung. In bescheidenem Umfang behandle ich selbst damit Migräne, Schlafstörungen, funktionelle Herz-Kreislaufbeschwerden, Allergien, zum Beispiel Heuschnupfen, und vielleicht auch Asthma. Bei hormonellen Störungen, die in den Wechseljahren der Frau eintreten, läßt sich die Akupunktur, die ja keine schädlichen Nebenwirkungen hervorruft, gut einsetzen.

Mein Anliegen ist es, dieser Therapieform den Nimbus des Geheimnisvollen, Mystischen zu nehmen. Deshalb sollte große Nüchternheit bei den Patienten und den Ärzten angebracht sein. Akupunktur ist keine Behandlung, die heilen kann, sie lindert nur. Eine Wiederholung in größeren oder kleineren Abständen ist notwendig. Es muß auch vor überzogenen Erwartungen bei Ärzten und Patienten in bezug auf die Wirkung der Akupunktur und ihre Anwendungsmöglichkeiten gewarnt werden. Denn bisher ist diese Wirkung nicht wissenschaftlich bewiesen. Andererseits halte ich es nicht für gerechtfertigt, eine Therapiemethode nur deshalb abzulehnen, weil ihr Mechanismus wissenschaftlich nicht erklärbar ist.

Sie sprachen davon, daß Ihre Reise das Ziel hatte, die Anwendbarkeit der traditionellen chinesischen Medizin in der DDR zu prüfen. Welche Ihrer Empfehlungen wurden bereits wirksam?

Über die Akademie für Ärztliche Fortbildung haben wir im vergangenen Jahr begonnen, siebzig Mediziner aus vielen Bezirken der DDR in Akupunktur zu unterweisen. Diese wiederum sollen in den jeweiligen Territorien später andere Ärzte weiterbilden. So werden wir die Akupunktur, für die ohne Zweifel in unserer Bevölkerung ein großes Bedürfnis besteht, bald in vielen Allgemeinarztsprechstunden als Therapiemethode mit anbieten und praktizieren können. Meiner Meinung nach gehört die Akupunktur zu den medizinischen Modeerscheinungen. Es ist denkbar, daß der große Drang danach in einigen Jahren wieder abgeebbt ist. Doch es gibt viele Menschen, denen man damit helfen kann. Daß der Glaube, das Vertrauen dabei von besonderer Wichtigkeit sind, gilt nicht nur für die Akupunktur. Deshalb sollten wir uns dem Bedürfnis danach nicht entgegenstellen. Auch die Kräuterbehandlung der Chinesen zum Beispiel müßte uns wieder stärker an die Traditionen der Naturheilkunde erinnern. Besonders bei Bagatellerkrankungen wie Schnupfen, grippalen Infekten ohne Fieber, Magenverstimmungen und der vor allem bei Frauen verbreiteten Hartleibigkeit ist sehr zu heimischen Heilkräutern zu raten. Heute werden bei diesen Krankheiten oft hochwirksame Medikamente genommen, wird mit „Kanonen auf Spatzen" geschossen. Ich habe angeregt, die in der DDR verbreiteten Heilkräuter wissenschaftlich neu zu bearbeiten und entsprechende Empfehlungen zu geben. Es ist zwar nicht für jede Krankheit ein Kraut gewachsen – wie der Volksmund behauptet –, doch aber gegen so manche.

Mit Professor Arnold Großhans sprach Sonnhild Kutschmar.

Professor!

Von Königen und Containern

1

2

MEDAILLEN-SCHAU

3

4

5

6

Schon immer wurden die Menschen vom Meer magisch angezogen. „Kein Gebirge schafft ein Ewigkeitsgefühl wie diese rollenden Wasser. Und keine Luft eine Seeligkeit wie diese Salzluft…“ schrieb einmal der Theaterkritiker Alfred Kerr. Und ob Galeone, Luxusliner oder Containerschiff, ein Hauch Romantik haftet der Seefahrt an. Namhafte Künstler sind mit der Gestaltung maritimer Medaillen der VR Polen betraut – ein Zeichen für die hohe Wertschätzung der Seeverkehrswirtschaft des Landes an der Ostsee. Maritime Traditionspflege und Darstellung der Seefahrt der Gegenwart, das sind die Themen der kleinen Kunstwerke. Eine Bronzemedaille (1 und 2) von 1968 erinnert daran, daß der König von Polen Sigismund August bereits vor 400 Jahren (1568) eine „Maritime Kommission“ gründete, die zur Aufgabe hatte, Polens Seewirtschaft zu entwickeln. Dargestellt ist das erste Schiff, welches die Kommission 1570 auf der Werft in Elbing (Elbląg) bauen ließ. Die Konstruktion der Galeone „SMOK“ wurde von drei berühmten venezianischen Schiffbaumeistern erarbeitet. Sie hatte eine Länge von etwa 35 Metern und eine Vermessung von etwa 360 Bruttoregistertonnen. Für die Passagiere der Jungfernfahrt auf dem Luxusliner „TS/S Stefan Bátory“ ließ die Reederei POL (Polskie Linie Oceaniczne) zum Andenken eine Medaille in verschiedenen Metallen mit dem Bild des Schiffes und den Daten der ersten Reise prägen (3). Die Rückseite (4) zeigt das Bild des Königs von Polen, nach dem das Passagierschiff seinen Namen erhielt. Die gleiche Reederei POL, auf dem internationalen Seefrachtenmarkt als „Polish Ocean Lines“ bekannt, gab in jüngster Zeit eine Souvenirmedaille ohne Jahreszahl heraus, mit der sie gleichzeitig auf die Containerlinien nach Großbritannien und den USA hinweist. Die Vorderseite (5) zeigt einen modernen Frachter, der mit Containern beladen ist. Auf der Rückseite (6) ist die Schornsteinmarke der Reederei, ein Sattelschlepper mit einem Großcontainer und die Stadtwappen der drei großen Seehäfen Szczecin, Gdynia und Gdańsk gestaltet. Alle drei Häfen verfügen über moderne Containerterminals.

Alfred Kasanowski

Konturen des 21. Jahrhunderts

Vor vierzig Jahren war ich Offizier der Sowjetischen Militärkommandantur in Berlin. Wenn ich damals durch die zerstörten Straßen fuhr, mußte ich unwillkürlich denken: Ist es denn möglich, daß hier noch Menschen wohnen? Als ich ins zivile Leben zurückkehrte, blieben in meiner visuellen Erinnerung Ruinen zurück. Eine Einladung des Zentralvorstands der Gesellschaft für DSF führte mich vor kurzem erneut in diese Stadt. Oh, das ist absolut nicht mehr jenes vom Krieg entstellte Berlin. Die Werktätigen der DDR haben für ihre Hauptstadt grandiose Arbeit geleistet. Unter dem Eindruck der Reise erzähle ich unseren Leuten von all dem. Jeder meiner Bekannten überhäuft mich mit Fragen. Ich antworte kurz: Berlin ist wieder eine moderne europäische Metropole, in ihr deuten sich die Konturen des 21. Jahrhunderts an. Besonders der Jugend dieser Stadt möchte ich sagen: Das Berlin von heute, das Ihr zu Recht eine Stadt des Friedens nennt, ruft alle Menschen unseres Erdballs zum aktiven Handeln gegen den Krieg. Möge es stets die Blicke der Menschen erfreuen. Ich wünsche Euch, daß es noch schöner wird oder, wie man bei Euch sagt: „Mach’s gut, mach’s besser!“

N. Koljakow, Rasskasowo

Wichtiger Winzling

Aus dem Artikel über die Entstehung des winzigen Chips, der so wichtig für Bild und Ton unserer Farbfernseher ist („Ein gelungener Wurf“, FW 3/87), erfährt man mal etwas von den „Geburtswehen“ technischer Neuerungen. Der Nichtfachmann nimmt vieles als selbstverständlich hin und weiß oft nicht, welche Mühen, wieviel Nervenkraft und persönlicher Einsatz notwendig sind, bis Erfindungen anwendungsreif sind. Derartige Berichte aus der Wirklichkeit, gegebenenfalls noch ausführlicher, lese ich lieber als einen zusammengebastelten Krimi.

Lilo Killig, Freiberg

Als blutiger Laie hat man von solchen Dingen so wenig Vorstellungen, daß man nur staunen kann, was menschlicher Geist auszudenken vermag.

Jutta Mischowski, Görlitz

Ohrenschmaus

Als ich in Ihrer Serie „Russisch ohne Schulbank“ (FW 3/87) von dem Mißverständnis mit der Pirogge las, mußte ich an eine ähnliche Situation denken, in der ich selbst einmal steckte: Ich war während einer Reise in die Sowjetunion von Freunden eingeladen, und es sollte yxá geben. Ich nahm meine Kenntnisse zusammen und stellte mich auf „Ohren“ ein, wußte ich doch, daß úxo „Ohr“ heißt und als Neutrum nach allen Regeln der Grammatik im Plural yxá heißen müßte, den Betonungswechsel eingeschlossen. Mir war nicht wohl bei dem Gedanken an gekochte Schweineohren oder ähnliches, aber ich staunte sehr, als sich yxá als Fischsuppe entpuppte! In-

zwischen weiß ich auch, daß die Ohren úши heißen; aber warum?

Eberhard Weiß, Suhl

Weil es im Russischen (wie in anderen Sprachen) außer der Einzahl (Singular) und der Mehrzahl (Plural) auch noch eine Zweizahl (Dual) gab. Der Dual stand bei paarweise vorkommenden Dingen (z. B. Augen, Ufer usw.); seine erhaltenen Formen werden heute unter „Ausnahmen“ gelehrt. Vergleiche auch колéно/колéни *– Knie,* плечó/плéчи *– Schulter/n.*

Hella Rymarowicz

Geographie hautnah

Der Bericht über „Die fünfte Provinz“ (FW 2/87) machte sehr deutlich, wieviel Mut und Kraft es erfordert, Leben in unwirtliche Gebiete zu bringen. Ich habe selber die Trasse kennengelernt, doch mit Ostsibirien kann man das wohl nicht vergleichen, denn dort muß man sich an strengste Naturbedingungen gewöhnen. Ich kann mir gut die Freude über jeden, auch kleinen Erfolg vorstellen. Wie wichtig diese Vorhaben zum Ausbau Territorialer Produktionskomplexe sind, zeigt ihre feste Verankerung in den Beschlüssen des ZK der KPdSU. Als Geographielehrerstudentin kann ich solche Beiträge später bestimmt im Unterricht verwenden.

Kerstin Degl, Greifswald

Enge Gassen, schmale Höfe

Besonders gefreut hat mich Ihr Beitrag „Vilnius – Bilder aus meiner Stadt“ (FW 1/87). Erhielt ich doch im Januar die Möglichkeit, die Hauptstadt der Litauischen SSR zu besuchen. Als Student aus Leningrad hat mich besonders das Universitätsviertel mit seinen schmalen Gassen angezogen. Die Gebäude der Universität mit den zahlreichen Höfen, die untereinander durch Galerien und Übergänge verbunden sind, üben einen besonderen Reiz auf den Betrachter aus. In

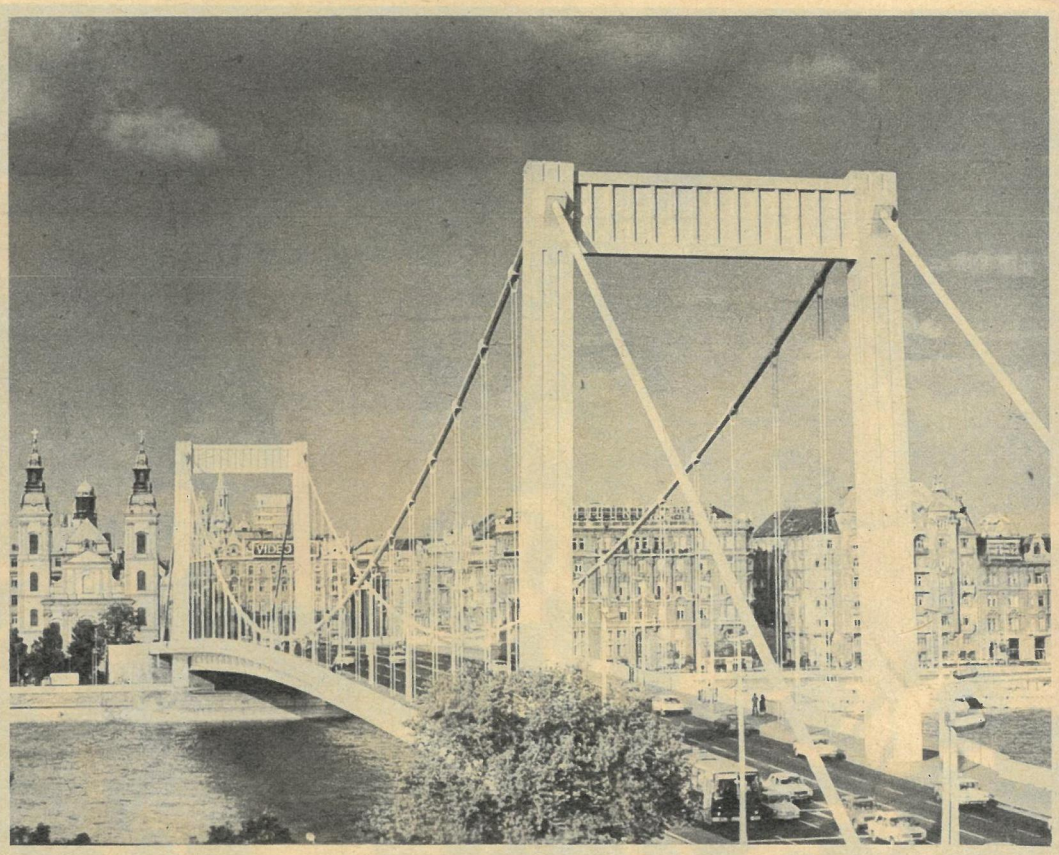
Preisfrage

Heft 6/87

Wer trug sich am 26. August 1893 in Moskau unter der Nummer 236 in ein Register ein?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 5 0 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 8/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – schicken Sie bitte an Redaktion FREIE Welt, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 25. März 1987. Auflösung von Heft 4/87: ... über 100 verschiedene Tierarten, etwa 30 cm große Muscheln, darmlose Röhrenwürmer, Krebse, Krabben, Schwämme, Seewalzen. Wir gratulieren Gabriele Piper, Wetzendorf.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Alfred Kasanowski (6), Peter Kalbe, Peter Meißner; Vignette: Detlev Schüler



Leserfoto

Günter Fischer aus Leipzig fotografierte die Elisabethbrücke (siehe auch „Budapest", FW 4/87)

„Wenn du über den Strom gehst, erlebst du in der Mitte eine reglose Minute, ein Niemandsland: dein Körper ist weder in Buda noch in Pest, deine Seele gehört der Donau." So beschrieb Pablo Neruda seinen Weg über eine der Brücken von Budapest. Eine von den acht, die die große alte europäische Wasserstraße überspannen, ist die Elisabethbrücke. Ein Neubau, errichtet 1960–64. Ihre Länge beträgt 290 Meter, die Breite mit sechs Fahrspuren mißt respektable 27,5 Meter. Eine elegante Konstruktion mit 42 Meter hohen Stahlpylonen. Ihre sieben Schwestern sind: die Nördliche und Südliche Eisenbahnbrücke, die Arpad-Brücke, die Margaretenbrücke, die Petöfi-Brücke, die Freiheitsbrücke und die Kettenbrücke. Letztere ist Kunstdenkmal und Symbol der ungarischen Metropole. Aus der Ferne wirkt sie leicht und beschwingt, aus der Nähe dagegen ist sie ein Koloß aus Stein, Beton und Stahl.

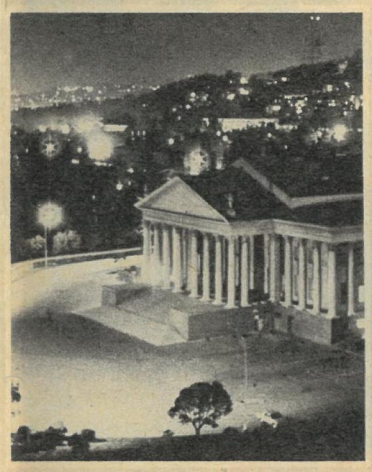
der Architektur spiegeln sich mehrere Jahrhunderte wider. Das Ensemble wurde liebevoll restauriert. Erwähnen möchte ich noch das unmittelbar neben der Buchhandlung „Akademkniga" befindliche Café „Alumnatas" in der Universitätsstraße 4. Seine geschmackvolle Innenausstattung und die aufmerksame sprachkundige Bedienung (man wird sogar in Deutsch angesprochen) macht es künftigen Vilniusbesuchern empfehlenswert.

Gunthart Mau, Rostock

Gezähmter Januar

Auch wir erlebten den Schwarzmeerkurort im Januar („Sotschi – ein Wintermärchen", FW 4/87). Milde Temperaturen, sonniges Wetter – ein Flug in den Frühling. Und dazu ein reichhaltiges Programm; besonders begeistert waren wir vom Hubschrauberflug in den verschneiten Kaukasus. Doch auch das abendliche Sotschi hat seine Reize, was ich mit meiner Aufnahme vom Theater beweisen möchte.

Hartmut Rauhut, Schipkau



Wisente bei Waren

Interessiert las ich den Leserbrief über das Naturschutzgebiet Białowieza („Hauptstier", FW 4/87). Doch warum in die Ferne schweifen ... Auf der Halbinsel Damerower Werder im Kölpinsee befindet sich ebenfalls ein Gehege für Wisente. Gewiß, es gibt dieses urwüchsige Wildrind auch in Tiergärten, aber es ist doch etwas anderes, es in nahezu freier Wildbahn zu erleben. Das abwechslungsreiche Wald-Sumpf-Wiesengelände gibt dem Gesamtbild erst das richtige Gepräge.

Armin Schmiedel, Gera

Schrupp- und Kimm-, Schlicht- und Nut ...

Eine Bemerkung zu „Sie fragen – wir antworten" (FW 3/87): Auf dem Foto von Klement Gottwald als Tischlerlehrling handelt es sich nicht um einen Hobel schlechthin, sondern um eine Rauhbank.

H. Schott, Leipzig

Stimmt. Dieser Langhobel dient zum Abrichten langer, gerader Flächen. Zur Holzbearbeitung gibt es viele Spezialhobel: Zum Ausarbeiten muldenförmiger Flächen den Schiffhobel mit gekrümmter Sohle; zum schnellen Erreichen einer bestimmten Form den Schrupphobel; zum sauberen Bearbeiten den Schlichthobel. Um noch einige zu nennen: Gesimshobel, Nuthobel, Falzhobel, Grathobel. Der Böttcher braucht den Gargelreißer oder Kimmhobel, der Stellmacher den Speichenhobel und den Bogenhobel ...

Günter Roß (Tischler), Berlin

Weiter so heiter

Nach dem Lesen der Erzählung „Übertriebene Mutterliebe" (FW 3/87) muß ich Ihnen Anerkennung zollen. Ich habe mich über diese zwei Seiten köstlich amüsiert. Das Geschehen ist zwar 100 Jahre her, könnte sich aber bei manchem Zeitgenossen ganz ähnlich abspielen. Die Werke von Nikolai Leskow kannte ich noch nicht. Ich hoffe, ich werde mit Ihrer Auswahl auch weiterhin so angenehm überrascht.

Horst Doehler, Plauen

Meereskunde

Der Beitrag, in dem diesmal die Lösung der Leserforum-Preisfrage steckte, war übrigens sehr interessant („Auf ein Wort, Herr Professor!", FW 4/87). An Fakten fehlte es da wirklich nicht. So manche Neuigkeit erfuhr ich, prima ...

Andreas Manke, Berlin

Vanillenudeln?

Unsere Frage zum Foto von einem Prager Straßenstand (FW 3/87) rief viele Leser auf den Plan. Was könnten die weißen, schnurähnlichen Gebilde sein? Die Vermutungen reichten von Mode bis Maskottchen:

Auf Schmückendes kam Brigitte Kunze, Conow: „Filigrankettchen – ob mir mal einer eine schenkt?" An Wurmiges dachten mehrere – Klaus Kohl, Riesa: „Das können nur Maxi-Mehlwürmer sein!" Ruth Küberling, Bernburg: „Vielleicht Albinoblutegel?" Eva Gerstmeier, Berlin: „Bestimmt der beliebte Kefirpilz, einen anderen Wurm würde eine Hausfrau kaum so behüten!" Johanna Sendrek: „Kandierte Regenwürmer." Liebeszauber wäre im Spiel, meinten andere – Lilo Lehmann, Cottbus: „Eine feste Schnur, womit Mädchen Männer an sich fesseln können." Horst Hebelt, Geithain: „Zarte Spitze mit Flimmereffekt. Im Schlafzimmer ausgelegt, verleiht sie besondere Kräfte ..." Als Glückssucherin betätigte sich Thea Beutekamp, Rudolstadt: „Samen für einen Lottogewinn." Poetisch ging Hildegard Hartwig, Falkensee, die Sache an: „Ah, endlich hab' ich es durchschaut, der Fotograf hat das gebaut!" Nein, hat er nicht. Bevor sich für ihn das Rätsel löste, tippte er auf Vanillenudeln. Und das war es wirklich: „Käse in Form von Endlosfadennudeln", wie U. Kübel, Jena, wußte. Und Bärbel Schubert, Schwarzheide, erklärte es noch genauer: „Es ist Schafskäse. Er wird auch als Zopf oder gerollt angeboten. In der Slowakei kann man ihn auf jedem Markt bekommen, das Stück für eine Krone. Er schmeckt ausgezeichnet." Wohl bekomm's und danke fürs Mitmachen!

SAIZEW
'87

Eigentlich weiß er genau, was er will. Sehr genau sogar. Slawa Saizew ist um wort- und gestenreiche Auskünfte zu seinen Schöpfungen und seinen Absichten nie verlegen. Manchmal aber erliegt der Moskauer Modemacher Einflüsterungen aus seiner Umgebung. Dann nämlich, wenn er von schönen, ausgefallenen Stoffen umgeben ist. Manche Muster oder Strukturen soufflieren ihm so hartnäkkig, daß er ihnen gegen jede ursprüngliche Vorstellung folgt und die Form eines Kleides ganz dem Material unterordnet. In seiner neuen Frühjahrs- und Sommerkollektion bringt er expressive Muster durch viel Weite zur Geltung. Das kann ein flatterhafter Sommer werden, wenn der richtige Wind weht. Inspiriert haben ihn neben willkürlich verteilten Farbtupfen und verwirrenden grafischen Konstruktionen nach Jahren wieder einmal folkloristische Muster. Die nun aber hat er ganz seinem Formwillen gefügig gemacht. Gerade, streng, klassisch sind die Linien der Kleider, üppig nur die edlen Motive der östlichen russischen Volkskunst: neu interpretierte Folklore, ohne verspielte Details. Das sind vor allem seine festlichen Modelle, die wir aber noch einmal gesondert vorstellen werden.

Saizew '87: ein Angebot verschiedenartigster Formen, sehr voluminös oder sehr eng. Über das, was dann wirklich getragen wird, kann er selbst nur spekulieren. Für die nächste Zeit rechnet Slawa Saizew mit einem Vorsprung der schmalen Linie, der Zigarren-, Bleistift- oder T-Silhouette.
Den Kontrast zwischen eleganter Strenge der Form von Kleidern und Kostümen und dem weiblichen

„Inhalt“ stellt er sich reizvoll vor. Bei weiterhin betonten Schultern wird Taille gezeigt, betont durch Gürtel und Schleifen. Knöpfe sind groß und rund, zu ein- oder zweireihigen Verschlüssen ausgerichtet, oft asymmetrisch, manchmal in der Rückenpartie. Die Länge ist beweglich, doch enden die schmalen Röcke oft weit unter dem Knie.

Seide, Baumwolle, Zellwolle und Leinen bevorzugt Slawa Saizew unter den Materialien. Helle Farben können bunt miteinander gemischt werden. Kombiniert man jedoch verschiedene Materialien und Stoffstrukturen, hält er Geiz bei den Farben für angebracht.

Die schmale Silhouette, so gibt der Modeschöpfer zu bedenken, verlangt eine schlanke Linie, besondere Grazie. Sie gestattet weder zu üppige Körperformen noch Nachlässigkeit der Haltung. Wer nicht immer strenge Disziplin üben möchte, wähle lieber die weiten Hemden, großen Westen und schwingenden Röcke. Der Modesommer ist bunt und vielfältig. Slawas Rat: Seien Sie mutig, und vertrauen Sie Ihrer Wahl.

Constanze Treuber (Text)
Slawa Saizew,
Wladislaw Loktew (Fotos)

Ein Schweifstern zieht am nächtlichen Firmament seine Bahn. Wochenlang hatte ihn der junge Astronom Kasimiras Cernis aus Vilnius erwartet und diesen Himmelsbereich anvisiert. Nun endlich kann er ihn zur Strecke bringen, die Entdeckung eines neuen Kometen vermelden. Doch möglicherweise eilt in dieser Minute schon von einem Beobachtungsstand weiter östlich, wo die Nacht eher beginnt, ein Telegramm um den Erdball und entreißt dem Erstentdecker wieder seine Trophäe. Abgeblasen wird die Jagd – um im Bild zu bleiben – erst mit der Eintragung ins Zirkular der Internationalen Astronomischen Union.

Der Kometenjäger

„Der Kasimiras? Ein bescheidener, fleißiger Junge – ebenso nett wie sein Onkel, den es auch schon immer hoch hinaus treibt", sagt die alte Frau und scheint sich des Widerspruchs in ihren Worten gar nicht bewußt zu sein. „Gehen Sie, gehen Sie nur!" sagt sie, nach einem Blick durch das kleine Flurfenster auf die Welt draußen, wo es im Schein der Straßenlampen kreuz und quer durcheinanderwirbelt, hinauf und hinunter. „Aber wo finden wir ihn, den Kasimiras?" – „Wo? Sagte ich's nicht schon: immer hoch, nach oben, unters Dach – aber nein, warten Sie, da werden die beiden bei diesem Unwetter diesmal wohl nicht hocken und in den Himmel starren..."

So wollten es also die Naturgewalten, daß wir den 27jährigen Kasimiras Cernis nicht auf dem Hochsitz des Kometenjägers, sondern in seiner kleinen Einzimmerwohnung, übrigens Tür an Tür neben der Wohnung des Onkels, im dritten Stock des Hauses treffen. Umstände, die späteren Chronisten von Interesse sein könnten, denn kein Haus, keine Straße, keine Stadt – nein, ein ganzer Stern trägt heute schon den Namen des jungen Astrophysikers aus Vilnius! „Ein Schweifstern nur", kommt da sogleich sein Einwand. Zaghaft zwar, aber doch bestimmt genug. Immerhin einer von Tausenden Himmelsvagabunden, unsteter Wandergesell in den dunklen Weiten des Universums, mit zweifelhafter Vergangenheit und ungewisser Zukunft... „Denn was weiß unsere Wissenschaft schon von diesen flüchtigen Weltkörpern, von ihrem Woher und Wohin?" sagt Kasimiras. Von mehr als sechzig Kometen ist endgültig bekannt, daß sie zum Sonnensystem gehören und unser Zentralgestirn umkreisen. Der berühmte Halleysche Komet hat mit 76 Jahren die längste Umlaufperiode unter ihnen. Man schätzt aber, daß neben diesen noch einige hunderttausend anderer Kometen das Sonnensystem passieren; ob und wann sie wiederkehren, ist allerdings ungewiß. „Sie zu entdecken, kommt der berüchtigten Suche nach der Nähnadel im Heuhaufen gleich", meint Kasimiras.

Und so durchforsten Nacht für Nacht Hunderte Amateurastronomen rund um den Erdball den Sternenhimmel nach ihnen. „Und dabei gibt es kaum ein unbekanntes Himmelsobjekt, das mit derart geringem technischem Aufwand auszumachen wäre", sagt Kasimiras Cernis. „Manchmal reicht schon das bloße Auge..." Geradezu ideal für Tüftler und Bastler, ihre selbstgebauten Fernrohre und Teleskope zu erproben.

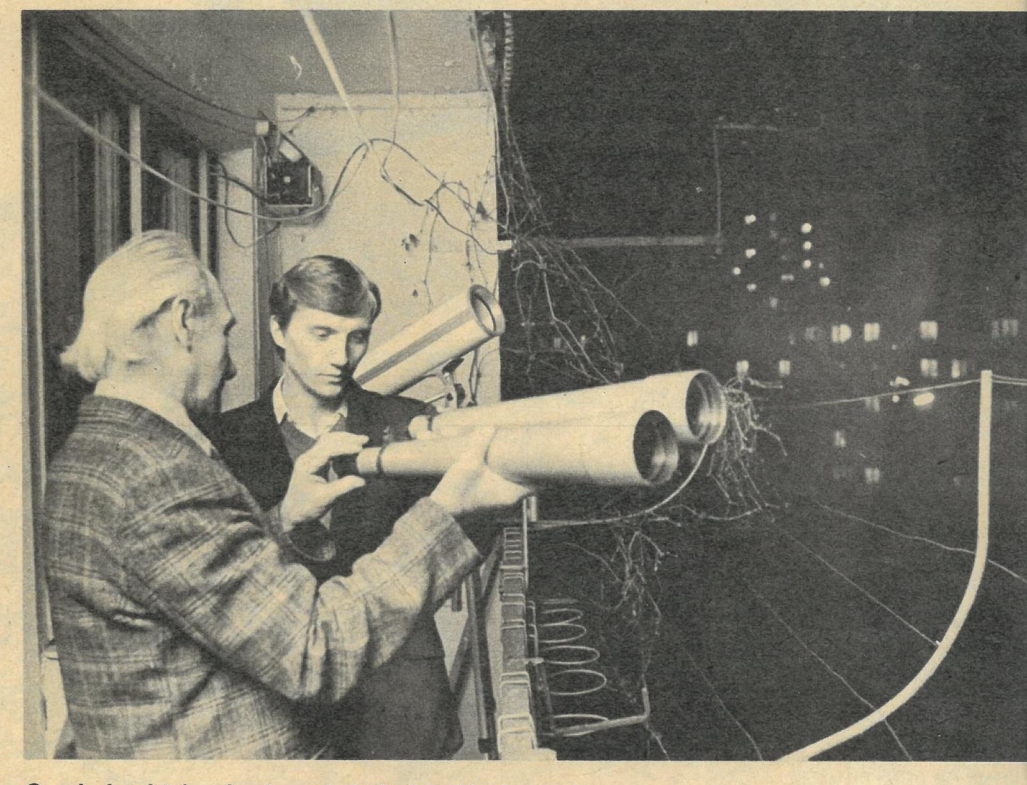
Auch Kasimiras hat so angefangen – mit einer Konstruktion seines Onkels, der Dreher von Beruf ist. Dieser besaß viele Bücher über Astronomie und hatte sich das Teleskop zur Beobachtung von Sternen und Planeten in seiner Hobbywerkstatt zusammengebaut. „Mutters Bruder hat nicht nur goldene Hände; er beschäftigt sich in seiner Freizeit mit vielem: der Chemie, der Biologie...", sagt Kasimiras. „In Litauen waren viele Forscher seit jeher Autodidakten..."

Bei ihm selbst war das nun anders. Schon vor anderthalb Jahrzehnten lernte er Professor Witautas Straizys kennen, den Leiter des Lehrstuhls für Astrophysik an der Alma mater Vilnensis, der altehrwürdigen Universität von Vilnius. „Damals rief mich ein Schüler an und teilte mir ganz aufgeregt mit, er habe einen Kometen entdeckt", erinnert sich der Professor. Obwohl bald klar war, daß es sich unter den angegebenen Koordinaten nur um einen Sternenhaufen handelte, fiel dem Gelehrten doch das vorzügliche Fachwissen des Jungen auf, und er lud ihn zu sich ein. Schon als Schüler bekam Kasimiras so Zutritt zum Observatorium und der Universitätsbibliothek. Kurz vor Beginn seines elften Schuljahres, am 30. August 1975, entdeckte er den Stern „Neuer Schwan". Obwohl japanische Astronomen dieses Objekt wenige Stunden vor ihm registriert hatten – die Nacht bricht ja im Osten eher herein –, konnte er auf diesen ersten wissenschaftlichen Erfolg stolz sein. Von der siebenten Klasse an beobachtete der Junge mit den Geräten des Onkels regelmäßig den Himmel. Aber eines Tages fiel ihm ein Buch über die Methoden zur Entdeckung von Kometen in die Hände. „Seitdem bin ich auf der Suche nach ihnen", sagt er. Gibt es denn Regeln, nach denen man die Kometen finden kann? „Gewiß, oft sind sie sehr dicht bei der Sonne. Ein Kometenjäger – wenn man das mal so sagen kann – wird also immer in der Sonnennähe auf Pirsch gehen: Wenn die Sonne am Horizont im Westen untergeht und wenn sie im Osten wieder aufsteigt... Findet man in einem Himmelsquadrat keinen Kometen, geht man nach Tagen und Wochen zum nächsten Bereich über..." Achthundert Stunden lang saß er gemeinsam mit einem Kommilitonen am Teleskop, bis den beiden Studenten am 31. Juli 1980 die Entdeckung eines neuen Kometen gelang, der von der Internationalen Astronomischen Union nach ihnen „Cernis-Petrauskas" benannt wurde.

„Unsere Studentengruppe hat damals bei Samarkand ein Observatorium gebaut", erinnert er sich an jenen Sommer. „Tagsüber haben wir Sand geschippt, betoniert, gemauert. Das war unsere eigentliche Arbeit. Nachts aber sind mein Freund und ich unserem Hobby nachgegangen, stellten das Teleskop ein und observierten den Himmel... – Als wir den Kometen entdeckt hatten, kam aber drei Wochen lang keine Bestätigung unseres Telegramms. Schlimmer noch: Man teilte uns mit, daß außer uns niemand etwas unter den durchgegebenen Koordinaten gesehen habe und wir doch noch einmal unsere Beobachtung überprüfen sollten, vielleicht wären unsere Geräte nicht ganz in Ordnung... Sie können sich vorstellen, wie enttäuscht wir waren! Dabei sahen wir den Kometen jede Nacht von neuem! – Endlich – am Tag der Abreise, wir hatten schon unsere Koffer gepackt und warteten auf den Bus, der uns ins Tal bringen sollte – kam plötzlich ein Jeep den Berg hinaufgejagt: Ein Kollege, der eigentlich schon die Frühmaschine nehmen sollte, kam zurück und brachte schon die telegrafische Bestätigung unserer Entdeckung von der Post in der Stadt. Ein österreichischer Astronom hatte den Kometen an der von uns angegebenen Stelle auch vorgefunden..."

Als Kasimiras in Vilnius eintraf, standen der Vater und sein Bruder auf dem Flugplatz. Der Bruder drückte ihm eine Zeitung in die Hand, wo von der Entdeckung der jungen Litauer ganz groß berichtet wurde. „Alle wußten schon Bescheid, nur wir in den Bergen waren noch ahnungslos gewesen..." Der Vater sah ihn an und sagte nur: „So, so – du hast also einen Kometen entdeckt – bist mit dem Studium noch nicht mal fertig, Junge, und hast schon einen Stern für dich gefunden..." Die Diplomarbeit schrieb er natürlich über „seinen" Kometen.

Drei Jahre später entdeckte er am gleichen Teleskop in Usbekistan nach 300stündiger Beobachtung einen weiteren Kometen, der heute seinen Namen trägt. Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR hat den jungen litauischen Wissenschaftler mit der Medaille „Für die Entdeckung neuer astronomischer Objekte" ausgezeichnet.

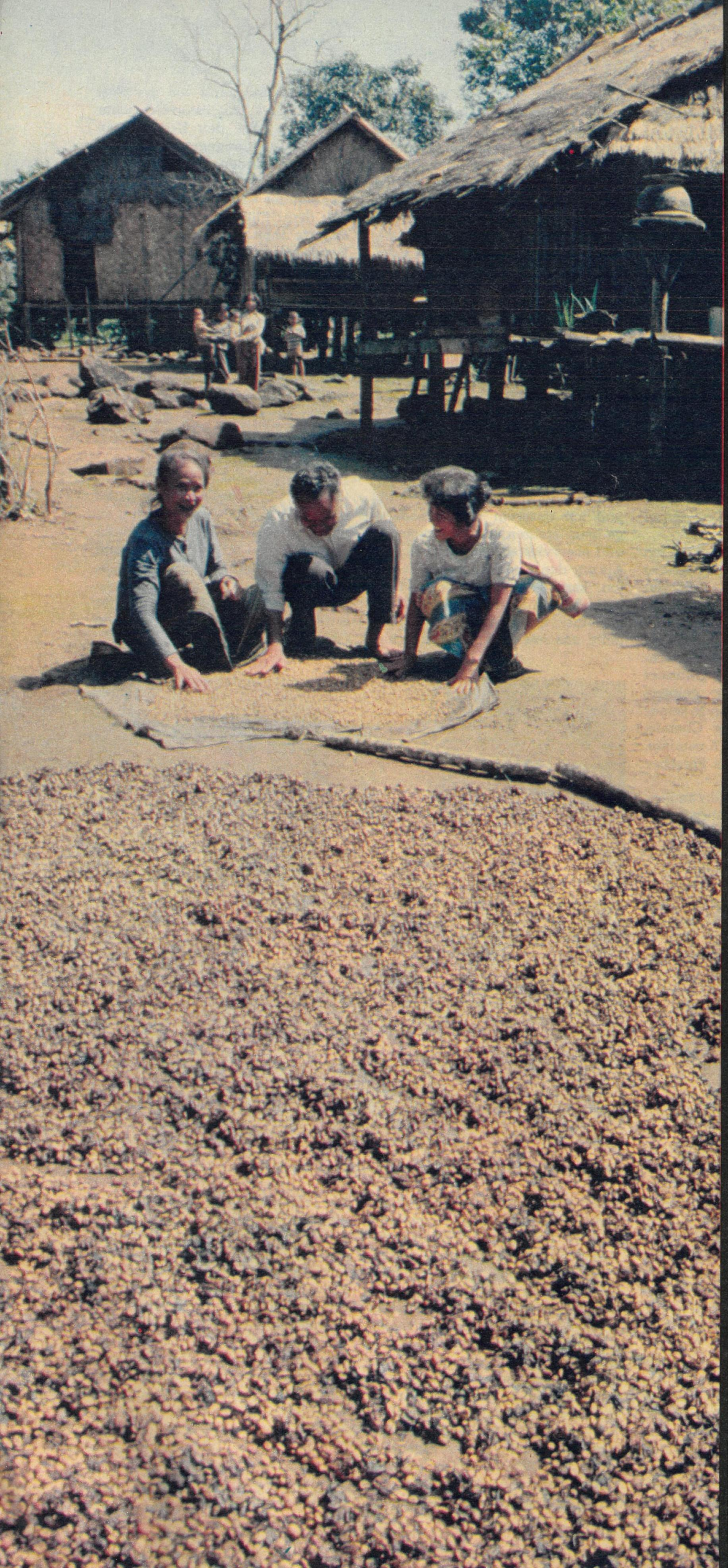


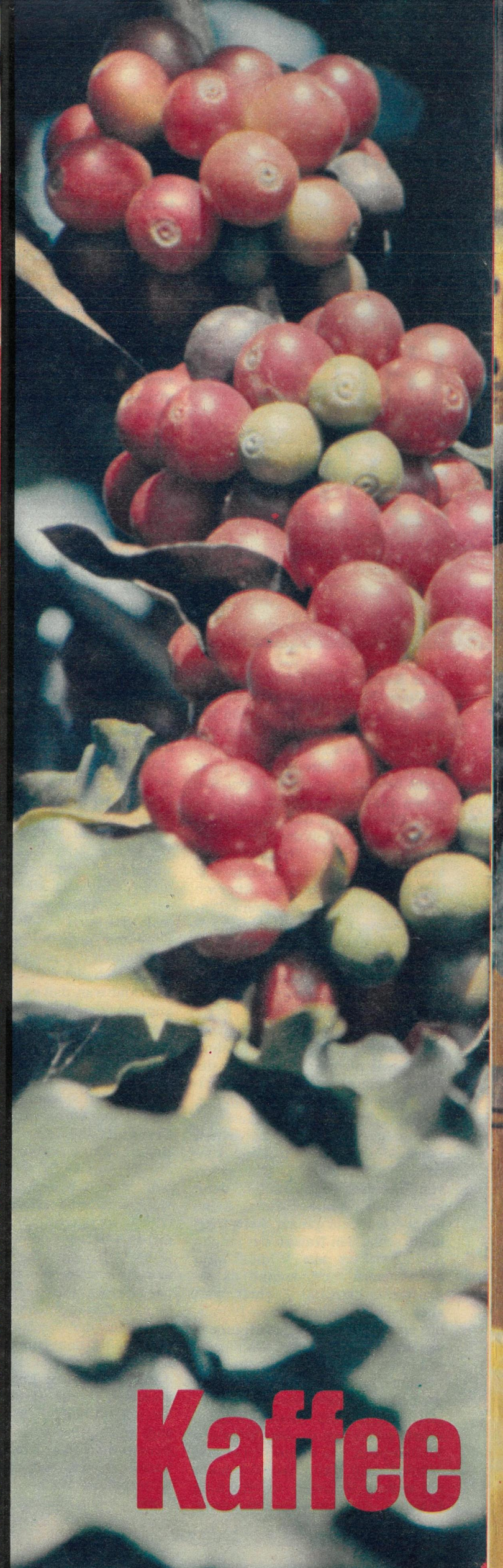
Cernis (rechts) auf seinem heimischen Hochstand.

Die Kometensuche geht für ihn weiter – allerdings nur in der Freizeit. „In unserem Observatorium, wo ich arbeite, beschäftigen wir uns nicht mit Kometen. Das wird in Kiew gemacht. Ich fotometriere Sternaufnahmen, bestimme die Sternabstände... Wenn die Kometensuche mein ‚Brotverdienst' wäre, dann wäre das psychologisch wohl ganz anders; ich weiß nicht, was da heraus käme, wenn ich verpflichtet wäre, dauernd Kometen zu finden..."

Dietrich Pätzold

Fotos: Cernis (Farbe), Billeb





Kaffee

Nirgendwo in Laos fällt soviel Regen wie im Hochland von Boloven. Das lebenspendende Naß tränkt Roterde, die aus vulkanischem Gestein entstand und als besonders fruchtbar gilt. Das Plateau, das sich unweit des Mekong bis in eine Höhe von rund 1300 Metern erhebt, bietet ausgezeichnete Bedingungen für den Anbau von Kaffee und anderen tropischen Kulturen.

Aus dem Süden der Volksdemokratischen Republik Laos berichten Horst Szeponik (Text) und Alfred Paszkowiak (Bild).

Wo auch der wächst

Wo auch der Kaffee wächst

Unter uns zieht das breite Band des Mekong träge nach Süden, von Dschungel bedeckte Berge und Hügel, dazwischen erspähen wir hier und da Reisfelder und Bambushaine. Die Antonow-24 landet auf einem kleinen Flugplatz. Knappe zwei Stunden benötigt die Maschine für die 1000-Kilometer-Distanz von der Hauptstadt Vientiane nach Pakse.

Der Luftweg vermittelt dem Reisenden lediglich einen flüchtigen Eindruck vom Land; eine Fahrt auf der Straße Nr. 13 allerdings ist nicht nur strapazenreich, die Route kann während der Regenzeit nicht passiert werden. Und den Mekong befahren bloß 200-Tonnen-Barken mit Frachten. Kurz vor der Grenze zu Kampuchea versperren bei Khonê bis zu 15 Meter hohe Wasserfälle und Stromschnellen auf einer Strecke von zwölf Kilometern Schiffen den Weg und verwehren dem einzigen Binnenland Südostasiens den direkten Zugang zum Meer.

Pakse – eine Stadt mit fast 50 000 Einwohnern – liegt am Zusammenfluß von Sedone und Mekong und ist nach Vientiane und Savannaketh die größte Stadt in Laos. Pfahlbauten und Bungalows, Tempel und Pagoden versinken im Grün der Palmen und Bananenpflanzen, in der Blütenpracht leuchtender Flamboyants und Hibiskussträucher. Von Büffeln oder kleinen zähen Pferden gezogene Karren, aber auch einige Lastwagen und Geländefahrzeuge kreuzen unseren Weg. In safrangelben Roben und mit schwarzen Regenschirmen als Sonnenschutz für ihre kahlgeschorenen Köpfe grüßen uns lachend junge buddhistische Mönche. Sie haben sich auch als Lehrer betätigt und großen Anteil daran, daß zehn Jahre nach Gründung der Volksdemokratischen Republik im Dezember 1975 das Analphabetentum so gut wie überwunden ist.

Auf einem Hügel am Sedone-Fluß überragt ein fünfstöckiges Bauwerk die Mekong-Ebene in diesem Teil von Südlaos. Von den Zinnen dieser weißen Trutzburg aus Beton reicht der Blick bis zu den Hügeln der thailändischen Grenze. Direkt zu unseren Füßen liegt die idyllische Flußlandschaft des Sedone, auf dessen dunkelgrün schimmerndem Wasser Fischerboote ihre Bahn ziehen.

Dieser Palast mit den geschwungenen Dächern ist ein Relikt der Vergangenheit, er blieb zudem unvollendet. Die Hallen und Räume, verbunden durch Gänge und Treppen, konnten von dem Auftraggeber nicht in Besitz genommen werden. Prinz Boun Oum, mächtiger Feudalherr in Südlaos, ließ den aufwendigen Bau Anfang der siebziger Jahre beginnen. Er hatte gehofft, mit Hilfe des amerikanischen Geheimdienstes CIA ganz Laos zu beherrschen. Später versuchte er, den Süden des Landes mit Hilfe seiner Freunde aus Washington abzutrennen und in einen Separatstaat zu verwandeln. Bekanntlich siegte aber die von ihm bekämpfte Befreiungsbewegung. Prinz Boun Oum setzte sich nach Frankreich ab, das bis 1954 auch Laos zu seinem Kolonialreich zählte.

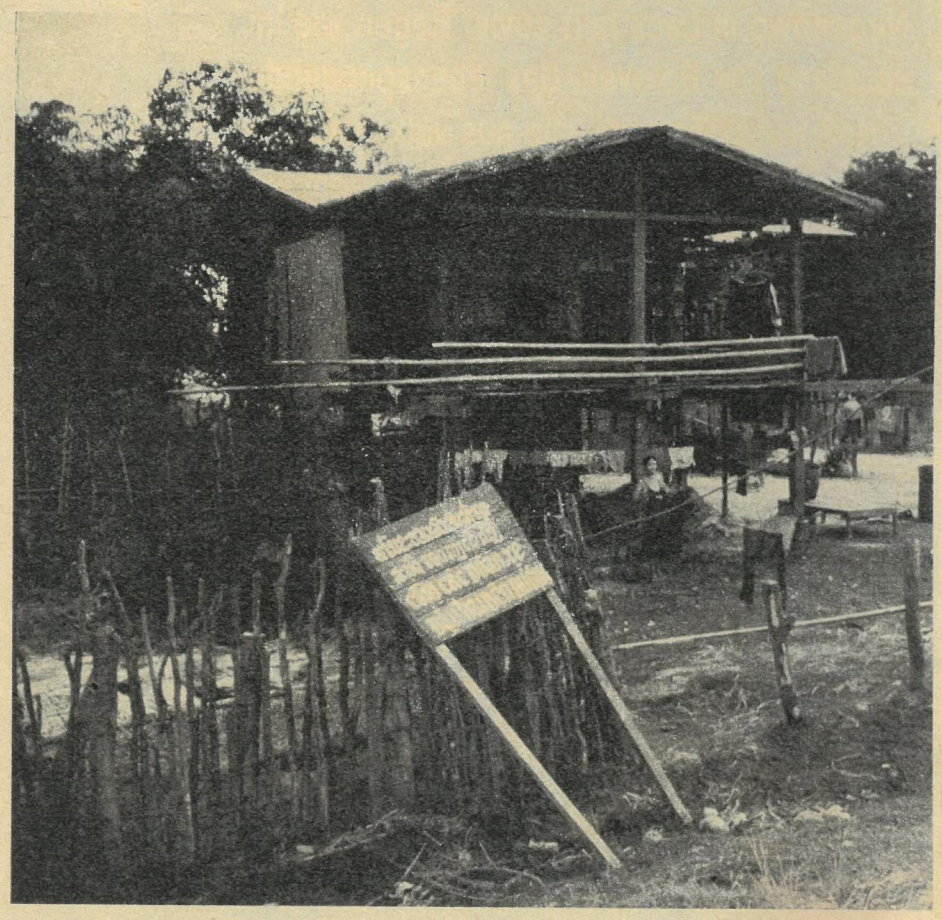
Die Volksmacht, die sich um die Versorgung der Bevölkerung und die Beseitigung der Kriegsschäden in dieser vom Krieg heimgesuchten Region kümmern mußte, ließ den Palast zunächst bewachen und erhalten. Jetzt setzen Bauleute das Werk fort. Nach seiner Fertigstellung soll er dann als Haus der Kultur dienen.

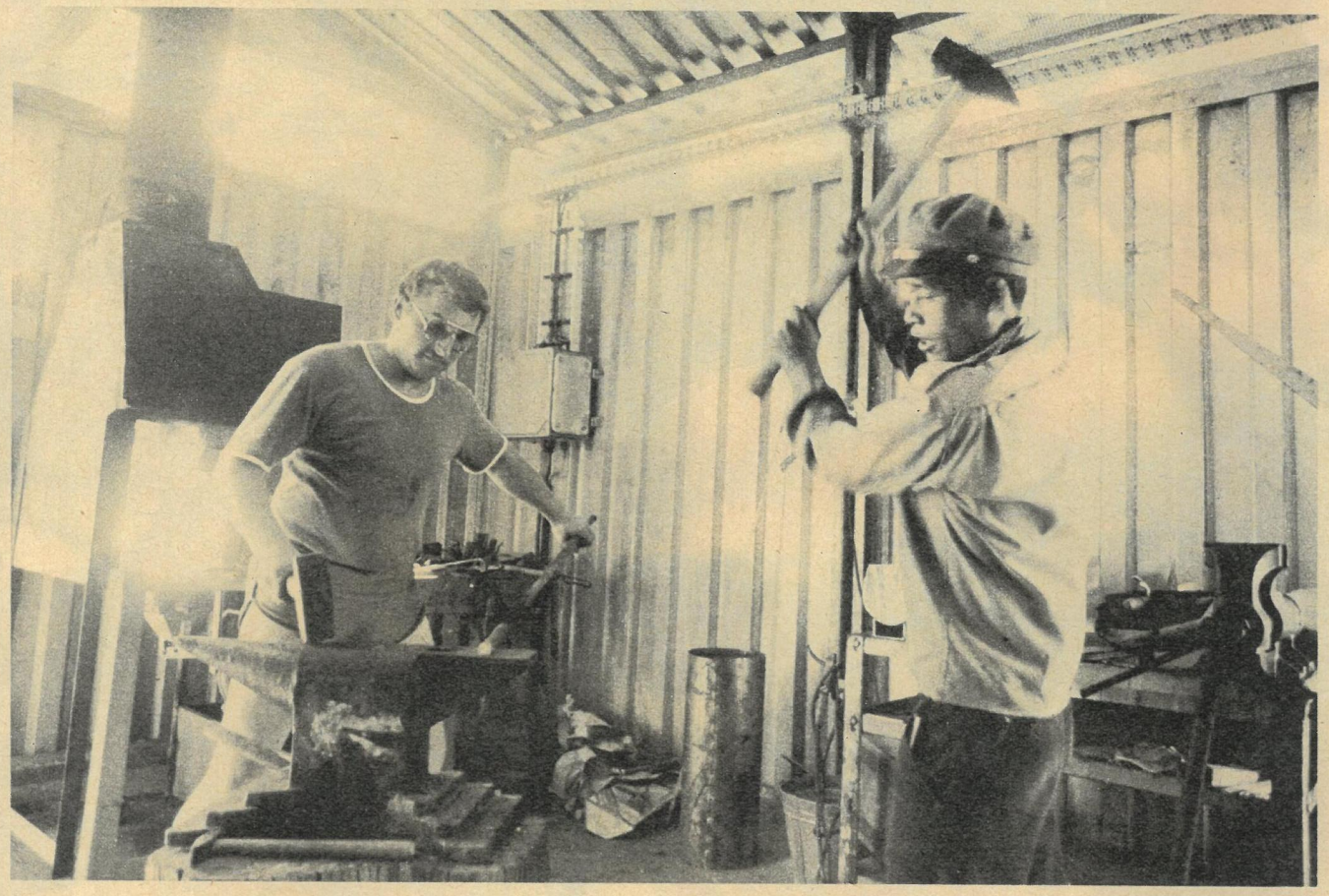
Bevor wir den Dachgarten des Palastes verlassen, deutet unser Begleiter mit der Hand nach Osten. Dort ragen im blaugrauen Dunst schemenhaft Berge empor. „Dort befindet sich die Hochebene von Boloven, dahin werden wir nach dem Mittagessen aufbrechen", sagt er.

Sobald wir Pakse hinter uns gelassen haben, beginnt für unseren Jeep eine Klettertour. Auf einer stark ramponierten Straße geht es die nächsten zwei Stunden bergauf. Der Weg verrät, welche tiefen Wunden der amerikanische Indochina-Krieg diesem Gebiet geschlagen hat. Elefantengras und schnell wuchernder Dschungel können nicht immer die Zerstörungen verdecken. Die strategische Lage – das Plateau sollte den USA zur Beherrschung von Südlaos, aber auch von Südvietnam und dem Norden Kampucheas dienen – machte es zu einem erbittert umkämpften Schlachtfeld. Als sich Anfang der siebziger Jahre immer mehr die Niederlage der Aggressoren abzeichnete, begannen sie das 700 bis 1300 Meter hohe Plateau mit Bombenteppichen umzupflügen, und die meisten Bewohner flohen vor dem Luftterror.

Je länger wir fahren, desto mehr Pfahlbauten lugen – fast gänzlich vom Grün tropischer Vegetation verborgen – zu beiden Seiten der Straße hervor. Das Hochland von Boloven, dessen fruchtbare rote Erde aus verwittertem Vulkangestein entstand, hat sich wieder belebt. Auch Paksong, die kleine Stadt und das Verwaltungszentrum des umliegenden Gebietes mit etwa 37 000 Einwohnern, existiert wieder. Am Ende des Krieges gab es in diesem Ort kein Gebäude mehr. Hier und da erinnern die von Pflanzen überwucherten Trümmer an die einstigen Bauten.

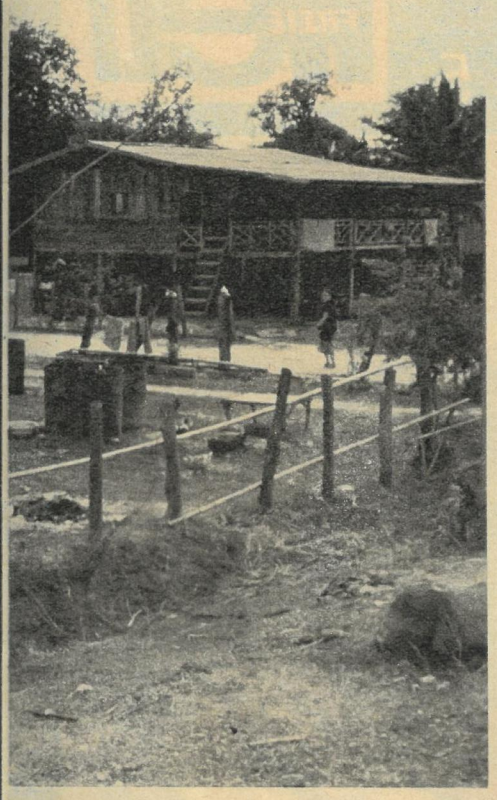
Khamsouane Keakounmy, Mitarbeiter im örtlichen Verwaltungskomitee, empfängt uns in einem Holzhaus. Aus diesem Material sind alle Gebäude in Paksong errichtet. Während wir mit grünem Tee bewirtet werden, berichtet der Zweiundvierzigjährige von den wichtigsten Kulturen, die in diesem Gebiet





Zwei der typischen Pfahlbauten der Laoten (Foto rechts)

In der Schmiede der Kooperative



angebaut werden. Neben Reis für den eigenen Bedarf und Kardamom, dem für Gebäck, Wurst und Liköre bevorzugten Gewürz, gedeihen hier Tee und vor allem Kaffee. Überall sehen wir – es ist Mitte November – die roten Kirschen, in denen jeweils zwei der begehrten Bohnen stecken.

Bereits in den dreißiger Jahren begannen französische Pflanzer Kaffeeplantagen in diesem Hochland anzulegen, das jährliche Niederschläge bis zu 4000 Millimeter und mehr verzeichnet. Lage, Boden und Regen bieten sehr günstige Bedingungen. Doch die Einwohner, die sich in vier größeren Dörfern und 82 kleinen Siedlungen wieder ein Zuhause errichtet haben, mußten auch mit dem Kaffeeanbau von vorn anfangen. Die Bäume, die nicht im Krieg vernichtet wurden, waren und sind meist überaltert.

Mehr als 5500 Familien bauen Kaffee an, oft befinden sich die Bäume gleich hinter dem Haus. Neben drei Staatsfarmen gibt es auch landwirtschaftliche Kooperativen. Viele Familien waren zuvor Nomaden. Die Angehörigen von der Volksgruppe der Lao-Theung lebten vom Brandrodungsfeldbau: Ein Stück Wald wurde abgebrannt, zwei bis drei Jahre der Boden, der schnell auslaugte, bestellt, dann zog man zu einer neuen Fläche weiter. Diese primitive Methode, die den Wäldern großen Schaden zufügt, soll endgültig beseitigt werden.

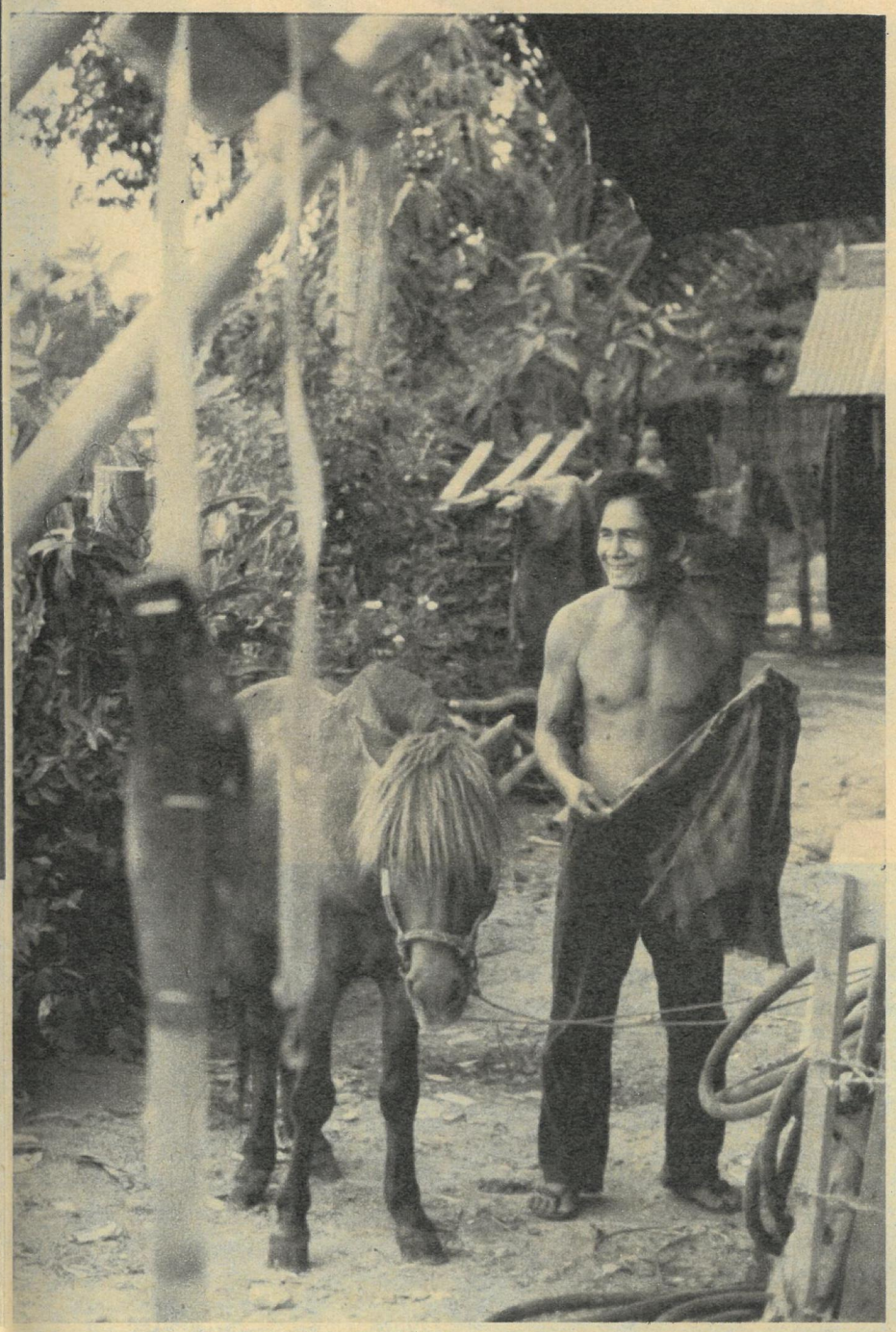
Vor vier Jahren begann die DDR mit ihrer Hilfe für den Kaffeeanbau auf dem Hochland von Boloven, voriges Jahr unterzeichnete sie mit dem laotischen Partner ein gemeinsames Protokoll über die Fortführung der Zusammenarbeit bis 1990. Die DDR will insbesondere Ausrüstungen und Materialien liefern und dafür Rohkaffee einführen.

Nach den ersten Spezialisten folgten Traktoren, Geräte und Lastfahrzeuge. Flächen für Plantagen wurden gerodet und melioriert. Die ersten Pflanzen wurden in mit gedüngter Erde gefüllten Plastikhüllen gezogen, es sind Keimlinge der Sorten „Arabica“ und „Robusta“. Es dauert ein bis zwei Jahre, bis sie auf der Plantage ausgepflanzt werden können, noch einmal so lange bis zum ersten Fruchtansatz, und schließlich können im besten Lebensalter zwischen sechs und dreißig Jahren ein halbes bis ein Kilogramm grüne Kaffeebohnen geerntet werden.

Die Flächen der Plantagen werden ausgedehnt. Doch gleichzeitig streben die Experten nach einer Intensivierung. Die Sprößlinge und Bäume müssen besser gepflegt, aber auch die reifen Kirschen sorgfältiger bearbeitet werden. Vor allem die Familien, die erst vor kurzem seßhaft wurden und sich jetzt mit dem Kaffeeanbau beschäftigen, müssen beraten werden. Sie trocknen die Kirschen auf dem Erdboden, wobei ein Teil durch den häufig feuchten Untergrund verdirbt. Sie befreien die getrockneten Früchte mit einem Mörser von den Schalen, darunter leidet die Qualität, weil Reste zurückbleiben und es auch Bruch gibt.

Die DDR lieferte eine Trockenanlage. Sie und die anderen Maßnahmen sollen die Grundlage für eine industriemäßige Produktion bilden. Handwerker aus unserer Republik – Tischler, Klempner, Schmiede, Schlosser, Schneider und Elektriker – errichten Werkstätten in Paksong und bilden die erforderlichen Fachkräfte aus. Das alles geschieht mit Solidaritätsspenden aus der DDR. Damit werden nicht nur Arbeitsplätze geschaffen und der Aufbau einer Industrie im Hochland von Boloven gefördert. Die jungen Mädchen in der Schneiderwerkstatt beispielsweise nähen Textilien, und die jungen Burschen in der Tischlerei fertigen Möbel – sie produzieren Waren, die von den laotischen Kaffeepflanzern dringend gebraucht werden und die sie mit dem Verdienst aus den roten Kaffeekirschen erwerben können.

Ein Bauer bereitet sich auf den Besuch des Marktes vor



Im nächsten Heft:

Alter Platz runderneuert

Von der Schmetterlingswiese zum Verkehrsknotenpunkt. Von Kosakenattacken, Barrikadenkämpfern und den Erbauern eines modernen Wohnensembles. Geschichten um den Berliner Bersarinplatz.

Foto: L. Willmann

Forscher, Erfinder, Organisator

Mit einem der führenden Wissenschaftler von internationalem Ruf, Professor Boris Paton, sprach für FREIE WELT der zweifache Nationalpreisträger Werner Gilde.

Respekt vor Riesenrobben

Mehrere Tonnen wiegt der zornige Koloß – ein See-Elefant, durch DDR-Biologen markiert in der Antarktis.

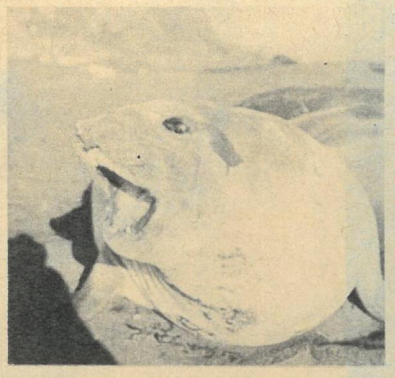


Foto: M. Kaiser

Der halbierte Skilauf

Was ist am Diagonalschritt, dem „Klassiker“, klassischer als am Schlittschuhschritt, dem „Freistil“-Lauf?

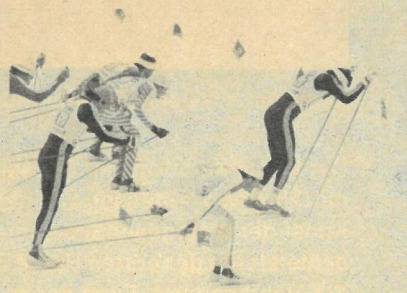


Foto: K. Schlage

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Eine Augenweide besonderer Art verspricht den Berlinern und ihren Gästen eine große Ausstellung von Werken der dekorativen und angewandten Kunst, von den Museen des Moskauer Kreml zum Jubiläum unserer Hauptstadt im Berliner Bodemuseum ausgerichtet. FREIE WELT stellt Stücke dieser am 9. Mai beginnenden Schau vor.

KREML-SCHÄTZE IN BERLIN

FREIE WELT

Kochtopf mit Deckel, Silber mit Niellogravur, Meister Sakerdon Skripizin Wologda, 1837. Foto: Archiv Text: Valentina Markowa

Der kleine Kochtopf mit Deckel vermittelt eine Vorstellung von der Kunst der Wologdaer Silberschmiedemeister in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Einer der berühmtesten war der Juwelier Sakerdon Skripizin, der die Niellotechnik, eine Gravur, die mit einer schwärzlichen Schmelzmasse ausgeführt wird, meisterhaft beherrschte. Skripizins Schöpfung, Teil eines höfischen Service, zeichnet sich durch seine klare Form, das ausgesuchte Dekor und das effektvolle Zusammenspiel des Silbers mit dem hellen Glanz der Vergoldung aus. Unübertroffen sind die Niellodarstellungen des alten Sophien-Domes von Wologda, erbaut im XVI. Jahrhundert unter Iwan dem Schrecklichen, sowie die Komposition des Deckels. Ansichten nördlicher Städte, wie Weliki Ustjug, Wologda oder Archangelsk, gehörten zu den beliebtesten Motiven der Wologdaer Silberschmiede. Der Kochtopf mit Deckel enstand im Jahre 1837. Er ist 10,5 cm hoch und hat einen Durchmesser von 21,5 cm, sein Silbergewicht beträgt 1670 g.

Unsere Preisfrage:

Man nehme 500 g Fisch (Frischfisch wie Sterlet, Barsch, Zander, auch Kleinfische, außer Karausche und Schleie), 1/2 Stange Porree, 1/2 Sellerieknolle, 1/2 Petersilienwurzel, 1 kleine Zwiebel, Salz.

Wie nennt der Russe dieses Gericht?
Ihre Anwort auf Postkarte schicken Sie bis 3. April 1987 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung und Preisträger in Heft 8/87.
So war es richtig in Heft 4/87: Albrecht Dürer. Es gewannen: 100,– M: Viola Braun, Schwerin; 75,– M, Ursula Hiekel, Dorfchemnitz; 50,– M: Gerhard Koß, Röbel; Sibylle Windorf, Berlin; Erich Rabitz, Halle-Neustadt.